1,60 DM / Band 278
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Amoklauf des Messerstechers





Amoklauf des Messerstechers

John Sinclair Nr. 278

von Jason Dark

erschienen am 01.11.1983

Titelbild von Luza

Sinclair Crew

Amoklauf des Messerstechers

Die Frau stand vor mir und brüllte: »Mein Mann ist wahnsinnig! Verrückt, völlig durchgedreht! der bringt uns alle um! Er will mit dem Teufel einen…« Sie hielt ein, schluchzte, schluckte und schüttelte so wild den Kopf, daß ihre langen Zottelhaare flogen.

Suko und ich schauten uns an. Der Chinese kam soeben die schmale Treppe hoch und hob die Schultern. Etwas verdächtiges hatte er nicht entdeckt, nur das verdammte Schreien hallte durch den Treppenflur des kleinen Hauses. »So tun Sie doch was!« fuhr uns die Frau an. »Machen Sie etwas!«

»Einen Augenblick, Mrs. Bexiga«, sagte ich mit leiser Stimme. »Wir müssen schließlich einen Grund haben, um einzugreifen zu können!«

Ihre Augen wurden groß. In den Pupillen schimmerte das Tränenwasser. »Einen Grund?« flüsterte sie. »Ja, ist das denn nicht Grund genug, daß er so schreit? Pablo ist wahnsinnig, der…«

»Wenn jede Frau, deren Mann schreit gleich die Polizei alarmiert, müßten wir die fünffache Menge an Beamten bezahlen.« erklärte ich ihr. »Das werden Sie doch einsehen.«

»Ja, ja«, erwiderte sie sehr temperamentvoll und nickte heftig. »Das sehe ich ein. Aber bei uns ist es etwas anderes. Er hat das Testament.«

»Welches Testament?« fragte Suko.

»Das von El Diablo. Und eine Geschichte sagt, daß derjenige, der sein Testament bekommt, den Fluch löscht und diesen verdammten Teufel aus seinem nassen Grab holt.«

»Und wer ist El Diablo?« wollte ich wissen.

»Der Pirat der Hölle oder des Teufels. Der Mann mit dem Köpfermesser! Er hat vor 300 Jahren an der Küste von Mallorca sein Unwesen getrieben und ein mit Blut geschriebenes Testament hinterlassen. Und mein Mann Pablo hat es gefunden. Jetzt ist er besessen«, fügte sie heiser flüsternd hinzu und deutete auf ihr zerrissenes Kleid, dessen Stoff nur notdürftig von ihr vor der Brust zusammengehalten wurde. »Er hat mich angegriffen. Zuerst mit den Fäusten. Danach wollte er ein Messer nehmen Ich konnte aber fliehen und sah noch soeben, wie er dabei war, unseren kleinen Altar restlos zu zertrümmern. Ich sage Ihnen, Señores, der Teufel oder El Diablo sitzen bereits in ihm Pablo, mein Mann, ist ihm verfallen. So begreifen Sie doch endlich!«

Mrs. Bexiga machte einen sehr überzeugenden Eindruck, und wir würden uns die Sache einmal ansehen. Über einen Alarmruf waren wir kurz vor Feierabend aufgeschreckt worden. Mrs. Bexiga hatte die Polizei angerufen, vom Teufel und seinen höllischen Kräften berichtet, so daß die Kollegen sofort schalteten und uns Bescheid gaben.

Die Bexigas wohnten am Rande von Soho in einem gelben Mietshaus, nicht weit vom Yard Building entfernt.

Wir waren sofort losgesaust, um uns die Sache einmal anzusehen. Da die uniformierten Beamten über unseren Einsatz informiert waren, hatten sie die Wohnung auch noch nicht betreten und überließen uns alles weitere. Momentan verhielt sich Pablo Bexiga ruhig, was sich leicht ändern konnte, wenn wir den Worten seiner Frau Glauben schenken wollten, denn wir selbst hatten ihn bisher noch nicht schreien gehört.

Die Familie wohnte im letzten Stock. Über London lag bereits seit einigen Tagen eine widerliche Schwüle. Jeder Schritt, den man machte, war eigentlich schon zu viel, und auch meine Leinensachen

klebten mir am Körper.

Nach oben hin wurde das Haus schmaler, und unter das Dach führte nur eine Stiege, die an einer Seite ein Geländer besaß, das mir sehr brüchig erschien.

»Haben Sie Angst?« fragte Mrs. Bexiga plötzlich.

Ich wischte mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn. »Wie kommen Sie darauf?«

»Weil Sie nicht hochgehen.«

»Das werden wir jetzt. Zunächst einmal mußten wir uns informieren, Señora.«

Sie hob die Schultern. »Ich habe das Gefühl, daß Sie mir nicht glauben. Nur gut, daß unser Sohn das nicht mitbekommt.«

»Ist er nicht hier?« fragte Suko.

»Nein, er lebt in Spanien. Wir wollten ja auch wieder rüber, aber José meinte, daß wir uns noch zwei Jahre Zeit lassen sollten, weil er erst etwas aufbauen wollte.«

Diese Familiengeschichten interessierten uns im Augenblick nicht.

Wichtig war nicht der Sohn, sondern Pablo, der Vater. Und der sollte durchgedreht haben.

Ich nickte meinem Freund zu. Suko verstand das Startzeichen und setzte sich ebenfalls in Bewegung. Zwar war die Treppe schmal, dennoch schafften wir es, nebeneinander die Stufen hochzugehen.

Wenn sich jemand oben in der Wohnung aufhielt, hörte er unsere Schritte, denn das alte Treppenholz bog sich durch.

Der Treppe folgte ein kleiner viereckiger Flur. Hier stand die Hitze wie eine Wand. Wenn ich durchatmete, hatte ich das Gefühl, die Luft trinken zu müssen, so schlimm war es. Wir schwitzten sehr, doch nun brach uns der Schweiß auch noch aus den allerletzten Poren.

Der Name Bexiga stand auf der linken der beiden Türen. Sie war verschlossen. Da man nie wußte, was noch kommen konnte, nahmen Suko und ich zu beiden Seiten der Tür Aufstellung und horchten erst einmal.

Im Raum war es fast ruhig.

Einer nur sprach. Da sich Pablo Bexiga allein dort aufhielt, war es klar, daß er mit sich selbst redete.

»Wie machen wir es?« fragte Suko. »Normal?«

»Warum nicht.«

Nein, es würde nicht normal werden, wie wir uns so schön vorgenommen hatten, denn wir hörten plötzlich die wilden, mörderischen Schreie. Markerschütternd hallten sie uns entgegen, kaum durch Mauern oder die Tür gedämpft. Wir kannten diese Schreie. Sie erklangen dann, wenn jemand furchtbar unter irgendeiner Sache litt.

Suko stand eine Idee näher an der Tür als ich. Diesen Spielraum

nutzte er aus. Sein Fußtritt schleuderte die Tür nach innen und machte uns den Weg frei.

Wie zwei Schatten huschten wir in den Raum, glitten nach rechts und links weg und bekamen einen ersten Überblick.

Der Mann hatte gewütet. Nicht nur der kleine Altar war zerstört, sondern auch eine Anrichte, und die Sessel lagen umgestürzt auf dem Boden.

Den Tisch hatte der Kerl ebenfalls hochkant gestellt, und er selbst hielt sich zwischen den zwei kleinen Fenstern vor der gegenüberliegenden Wand auf.

Uns schien er nicht bemerkt zu haben, denn er nahm überhaupt keine Notiz von Suko und mir.

Pablo Bexiga war ein Bär von Mann. Neben seiner Körpergröße fiel besonders der dunkle Bart auf, der wie Urwald-Gestrüpp seine untere Gesichtshälfte bedeckte. Zwischen all diesem Haarwirrwarr war sein Mund nicht zu sehen, dafür leuchtete ein Teil des Kopfes, denn dort hatte er Haare verloren.

Bexiga trug eine kurze Hose, an den nackten Füßen Sandalen, der Oberkörper war nackt.

Und der Mann schrie.

Der Grund seines Schreiens konnten wir nicht erkennen. Er mußte aber in dem liegen, was er in seinen ausgestreckten Händen hielt. Wir konnten von diesem Stück Papier, das sogar aus der Entfernung vergilbt aussah, nur den Rücken erkennen. Er selbst schien die Schrift zu lesen, die auf der Vorderseite vermerkt war, und die mußte ihn wohl so beeindruckt haben.

Ich sprach ihn an. Meine Stimme hallte ihm entgegen, als ich seinen Namen rief.

Urplötzlich stoppte sein Schreien. Dabei machte er den Eindruck, als wäre er aus einem tiefen Traum erwacht, ließ die Arme sinken und starrte uns über den Rand der Schriftrolle hinweg an.

Zum erstenmal sahen wir seine Augen.

Sie waren blutunterlaufen. Er mußte wirklich einiges hinter sich haben.

Das Gesicht glänzte. Wir lasen allerdings auch die Angst von seinen Zügen ab.

Furcht und Wut paarten sich dort!

»Beruhigen Sie sich, Mr. Bexiga!« sprach ich ihn an. »Kommen Sie her und erzählen Sie uns, was…«

Er lachte grell. »Euch erzählen?« schrie er. »Nein, nein, nein! Ihr wollt es mir wegnehmen, dabei gehört es mir. Nur mir allein. Ich habe das Testament. Ich allein. Er wird euch…ahhhhhgggrrr!«

Fürchterliche Laute gellten uns entgegen. Plötzlich zuckte sein Körper.

Bexiga wich zurück, prallte mit dem Rücken gegen die Wand und blieb dort stehen.

Noch immer schrie er.

Schüttelfrost oder Fieber durchlief ihn. Sein Kopf bewegte sich ebenso hektisch wie die Arme, und ich wollte schon mein Kreuz zücken, als etwas geschah, mit dem wir nicht gerechnet hatten.

Aus dem Testament schlugen Flammen! Es waren feurige Zungen, die etwa die doppelte Länge eines Fingers besaßen, und sie drangen von allen vier Seiten gleichzeitig aus dem Papier.

Beide zögerten wir mit dem Eingreifen, weil wir damit rechneten, daß Pablo Bexiga das Testament wegwerfen würde.

Das Gegenteil davon geschah. Mit dem, was er tat, überraschte er uns völlig. Plötzlich hob er seine Arme an — und…

»John, verdammt!« Suko schrie die beiden Worte. Er startete wie eine Rakete und war dennoch nicht schnell genug, um das Schreckliche verhindern zu können.

Pablo Bexiga stopfte sich das brennende Testament des Teufelspiraten in den Mund.

Für einen Moment schillerte es vor seinen Lippen wie bei einem Feuerschlucker.

Aus dem offenen Mund sahen wir die Flammen herausschlagen, als er den rechten Arm hob, seinen Handballen gegen die Lippen preßte und das brennende Papier noch weiter in seinen Rachen drückte. Seine Schreie stoppten nicht, sie veränderten sich nur in der Tonlage und klangen jetzt dumpf und röchelnd.

Suko packte den Mann an den Schultern. Er schleuderte ihn herum, versuchte noch, das Papier aus dem Mund zu reißen, als er zurückzuckte und aufbrüllte.

Ich bekam einen Schreck, sah sein verzerrtes Gesicht, wobei er gleichzeitig zusammensackte und sich die rechte Hand hielt.

»Verbrannt!« keuchte er. »Ich habe sie verbrannt. Sei vorsichtig, John…«

Das war ich auch. Trotzdem schritt ich vor, schob Suko zur Seite, damit er aus der unmittelbaren Gefahrenzone geriet und blieb einen Schritt vor Pablo Bexiga stehen.

Er lehnte noch immer an der Wand. Die Arme hatte er ausgebreitet, den Mund aufgerissen, und aus seinem Rachen leuchtete ein gelblich roter Schein während sich gleichzeitig Rauch bildete, der in Stößen über seine Lippen nach draußen drang.

Mühsam quetschte er einige Worte hervor. Er redete in seiner Muttersprache. Viel konnte ich nicht davon verstehen, wohl ein paar Satzfetzen.

Wie: »Ich…zahle Tribut. Es bringt mich um. El Diablo…er…noch am Leben…Zurück aus der Hölle…Testament tötet…«

Dann schüttelte er sich und brach im nächsten Augenblick zusammen.

Er fiel schwer vor meine Füße. Ich beobachtete und erlebte etwas Grauenvolles…

***

Sie waren drei Mädchen, kamen aus Deutschland und nannten sich »Das Trio des Teufels«, denn sie lasen für ihr Leben gern schaurige Geschichten. Vor allen Dingen knallharte Horror-Romane, und nichts konnte ihnen gruselig genug sein.

Als Trio des Teufels wollten sie auch auf Mallorca Furore und vor allen Dingen den Strand von Cala Millor unsicher machen. Mit einer großen deutschen Reisegesellschaft hatten sie sich auf die Insel bringen lassen und im Hotel La Nina Quartier gefunden.

Ein idealer Flecken für sie.

Vor Jahren noch war das Hotel, das rund 80 Meter vom Strand entfernt lag, eine Oase der Ruhe gewesen. Dann hatte der Boom eingesetzt. Die Touristen waren in Massen ins Land eingeflogen worden und bevölkerten nun die Ferieninsel zu fast allen Jahreszeiten. Im Herbst und Winter die Rentner, im Sommer diejenigen, die all das zu Hause ließen, was sie ärgerte, um einmal richtig auf den Putz zu hauen.

Wie auch die drei Mädchen.

Da sie zum erstenmal ohne Eltern und dazu noch in der Clique unterwegs waren, fühlten sie sich natürlich stark und waren bereits am Ankunftstag durch ihr Kichern im Hotel aufgefallen, so daß ein junger deutscher Tourist namens Markus Küppers ihnen den Namen Kichererbsen gegeben hatte.

Die drei fanden das toll, obwohl sie das Trio des Teufels lieber gehört hätten.

Der erste Tag neigte sich dem Ende zu. Für Spanien und auch Mallorca hieß das noch längst keine Ruhe, denn die hatte man nachmittags am Strand. Abends ging das Leben erst richtig los, da wurden die Energien verbraucht, die man tagsüber aufgetankt hatte, wieder freigelassen.

Auch die drei Mädchen waren trotz der Reise nicht müde, sie wollten noch los und auch textilfrei im Meer plätschern.

Das Abendessen lag hinter ihnen. Da ihnen das Mineralwasser als Durstlöscher nicht gereicht hatte, machten sie vor ihrem Spaziergang noch einen Abstecher in die kleine Hotelbar.

Die befand sich links neben der Rezeption. Man mußte einen Gang durchqueren, in dem einige Sessel zum Ausruhen standen. Nur zwei waren belegt. Ein Ehepaar saß dort und las in einer deutschen Zeitung, so daß beide im »Bild« waren.

Auch in der kleinen Bar setzte der Betrieb erst später ein. Der Raum wirkte ziemlich verlassen, denn an der Theke saßen nur vier Personen.

Zwei allein reisende Frauen in leichter Strandkleidung und dem Männer-Such Blick ausgestattet sowie der deutsche Markus Küppers und sein Freund Jos Bexiga.

José stammte aus dem Ort. Er war Achtzehn, ebenso alt wie Markus, und seine Eltern lebten in London. Er wohnte bei seinen Großeltern und verdiente sein Geld als Straßenmaler. Er hatte sich auf Portraits spezialisiert. Es gab genügend Touristen, die sich auf die Schnelle zeichnen lassen wollten, und Jos Bexiga war darin ein kleiner Meister.

Mit Markus verstand er sich ausgezeichnet, und er sprach auch ziemlich gut Deutsch.

Markus war blond, ziemlich kräftig und immer zu einem kleinen Spaß bereit. José dagegen hatte pechschwarzes Haar, einen braunen Teint und sehr dunkle Augen. Die helle Kleidung stach von der sonnenbraunen Haut ab, und es gab so manches Mädchen, das ihm nicht nur einen, sondern gleich mehrere Blicke zuwarf.

Die beiden tranken Cola, überlegten, was sie anstellen sollten, als die drei Mädchen aus Deutschland die Bar betraten.

Markus Küppers verdrehte die Augen. »Die Kichererbsen«, stöhnte er. »Das darf doch nicht wahr sein. Himmel, womit haben wir das verdient?«

»Was?« fragte José.

»Schon gut, vergiß es!«

»Paßt euch was nicht?«

»Wieso?«

Die drei zogen sich Hocker heran. »Kam uns so vor.« Susi Balz hatte die Worte gesagt. Sie besaß von den dreien das größte Mundwerk. Sie hatte kurze blonde Haare, war ziemlich schlank und trug ein hauchdünnes rotes T-Shirt, das wie eine zweite Haut saß.

Markus schielte auf ihre Körpermitte. »Hier kann sich jeder setzen, der will.«

»Und wir wollen«, kicherte Silvia Wachowiak.

»Was?« fragte José.

»Rate mal.«

Der junge Spanier lächelte breit und hob die Schultern. »Weiß ich doch nicht.«

Silvia bestellte, wie auch ihre beiden Freundinnen, Martini. Ihre mittellangen Haare hatte sie hinten im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihr hätte es gut getan, etwas weniger zu essen, denn sie brachte einiges auf die Waage. Aber das machte ihr nichts aus, denn noch korpulenter war Angelika Scherschel.

Wie ihre beiden Freundinnen hatte auch sie blonde Haare, nur

konnte sich Susanne Balz hinter Angelika verstecken.

Eine teuflischer als die andere, hatte Angelika mal gesagt, und sich sowie ihre Freundinnen damit selbst auf die Schippe genommen, was ihr keiner übel nahm.

Sie bekamen ihre Martinis, während die jungen Männer an den Colas schlürften, wobei auf der Oberfläche der braunen Brühe noch eine Zitronenscheibe schwamm.

»Ihr habt also keinen Bock?« fragte Susanne.

»Worauf denn?«

»Noch zu schwimmen.«

Markus Küppers verzog das Gesicht. Dabei zog er seine Lippen zu einem Grinsen in die Breite. »Im Pool?« fragte er.

»Nein, draußen«, antwortete Silvia. Angelika fügte kichernd hinzu.

»Textilfrei natürlich.«

»Wartet, bis ich Feierabend habe«, radebrechte der Mixer. »Dann komme ich mit.« Er neigte sich zu Angelika rüber. »Ich liebe Formen von Rubens, Mädchen.«

»Hä?« Angelika hob die Schultern. »Wer ist das denn?«

»Ein Maler«, erklärte Markus Küppers. »Er malte immer dralle Weiber.«

»Und? Was man hat, das hat man. Wer mich in den Arm nimmt, bekommt wenigstens keine blauen Flecken.«

»Meine ich auch«, jubelte der Mixer und strich über die noch weiße Haut des Mädchens.

»Ich will aber nicht so lange warten«, erklärte Susanne, rutschte vom Hocker und schüttelte den Kopf.

»Zumindest muß es dunkel sein«, schränkte José Bexiga ein. »Man sieht es nicht gern, wenn Leute ohne Kleidung schwimmen.«

»Was ist schon dabei«, sagte Silvia. »Weggucken kann man uns schon nichts.«

»Das wäre auch schade«, sagte der Mixer, starrte auf Angelikas nicht gerade kleinen Busen und bekam glänzende Augen. »Wie lange bleibt ihr denn?«

»Vierzehn Tage, Kleiner.«

»Zeit genug für mich. Ich bin immer bereit.«

»Gib mir lieber noch eine Cola«, brummte Markus Küppers. Hinter ihm erhoben sich die anderen beiden Frauen von ihren Hockern und schlenderten in Richtung Ausgang. Sie hatten das Gespräch der jungen Leute natürlich mitbekommen und lächelten verständnisvoll.

»Ja, ja, sie haben es auch nötig«, murmelte Markus und hielt das kühle Glas an seinen Arm.

»Und wie«, pflichtete ihm Susanne bei. »Also, ich gehe jetzt. Wenn ihr noch bleiben wollt…«

»Nein, nein.« Auch die anderen beiden waren einverstanden. Rasch

leerten sie ihre Gläser.
»Geht dahin, wo die kleinen Buchten sind«, rief José, »in Richtung Cala Bona. Aber nicht bis zum Hafen, sonst werden die Fischer noch nervös.«
»Gib nur acht, daß du ruhig bleibst«, erwiderte Silvia.
»Kann ich dir nicht versprechen.«
»Bis später.« Die drei Kichererbsen winkten noch und verließen die Bar.
Markus Küppers drehte sich zu seinem neuen Freund um. »Willst du wirklich?« fragte er.
»Warum nicht?«
»Ich weiß nicht.«
José lachte. »Sei ehrlich, Markus. Willst du ein besseres Angebot haben?«
»Na ja.« Er hob die Schultern. »Hier auf Mallorca ist eben einiges anders.«
»Sehr richtig«, pflichtete ihm der Mixer bei. »Wozu hat der liebe Gott die Frauen erschaffen, frage ich euch?«
»Keine Ahnung.«
Der Mixer beugte sich vor. »Soll ich euch mal zeigen?«
Markus schüttelte den Kopf. »Das schaffen wir auch allein, mein Freund. Wir sind nämlich Naturtalente.«
»Was ist das?«
»Erklären wir dir morgen«, erwiderte Markus, stieß seinen Freund an und schlug vor, noch auf einen kurzen Abstecher in die Disco zu gehen.
Da sollte nämlich eine Mißwahl stattfinden.
José war einverstanden.
Nur der Mixer blieb zurück. Wütend tunkte er die Gläser in das Spülbecken und murmelte: »Scheiß Job…«

***

Den hatte ich auch, denn vor meinen und Sukos Augen lief ein grauenhafter Vorgang ab.
Pablo Bexiga hatte, nachdem das seltsame Testament in seinem Mund verschwunden war, keinen Halt mehr gefunden und war zusammengesackt. Jetzt lag er auf dem Boden, den Mund weit aufgerissen, die Augen verdreht, und aus den Öffnungen drang der Rauch.
Unwahrscheinlich.
Wir sahen ihn nicht nur aus dem Mund strömen, nein, er quoll ebenso aus den Nasenlöchern, den Augen und den Ohren. Es waren dünne, feine Fäden, die sich nach den Wolken bildeten und ätzend gegen unsere Gesichter wehten.

»John, der verbrennt«, flüsterte Suko. Mein Freund hielt sich noch immer die rechte Hand, weil es ihn dort erwischt hatte.

Ich ging in die Knie. Diesmal hatte ich das Kreuz genommen. Je tiefer ich kam, um so mehr trieb der Rauch gegen mein Gesicht. Ich mußte die Luft anhalten, weil ich nicht atmen konnte, wenn das Zeug in meinen Mund drang.

Vorsichtig berührte ich mit dem Kruzifix eine Stelle an seinem Arm. Als beide Teile zusammenkamen, gab es eine Initialzündung. Feuer sprühte in die Höhe, ich zuckte zurück, warf mich nach hinten und sah dort, wo Kreuz und Haut zusammengetroffen waren, einen grauen Fleck.

Er war der Anfang vom Ende, denn die Haut des Mannes nahm eine völlig andere Farbe an. Sie wurde ebenfalls grau, und zwar so wie der Rauch, der jetzt auch in feinen Schleiern aus den Poren drang.

Bisher hatten wir nur kurz auf sein Gesicht geschaut. Als wir unsere Blicke jetzt auf den Kopf warfen, da schauten uns gebrochene Augen an.

Pablo Bexiga war tot!

Ich schluckte hart. Automatisch kamen die Vorwürfe. Vielleicht hätten wir schnell sein können, ja, müssen, nun war es zu spät. Ein unheimlicher Prozeß war in Gang gesetzt worden und hatte sein schauriges Ende gefunden, wobei die Haut des jetzt toten Mannes sich auch weiterhin veränderte und die aschgraue Farbe sogar die Fingernägel erreichte.

Der gesamte Körper war erfaßt worden. Wahrscheinlich von den Zehenspitzen bis zur Stirn, und wir wollten es nun genau wissen, wie sich der Körper verändert hatte.

Mit den Fingerspitzen tasteten Suko und ich über die nackte Brust des toten Spaniers.

Da war nichts mehr von der normalen Haut zu spüren. Es gelang uns auch nicht, sie einzudrücken, unsere Fingernägel glitten über eine harte Fläche, die sich anfühlte, als bestünde sie aus Stein.

Diesem Mann half niemand mehr. Er hatte das Testament gefunden und damit einen Fluch befreit. Doch er hatte gleichzeitig dafür schrecklich bezahlen müssen.

»Ich glaube«, murmelte Suko, »Da steht uns noch einiges bevor.«

»Das meine ich auch.«

Natürlich beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Erlebten. Noch kam ich zu keinem Ergebnis. Ich wußte auch nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte. Das würde uns sicherlich Señora Bexiga sagen können.

»Ich werde mit ihr reden.«

»Tu das«, meinte Suko und schaute nach, wie ich zur Tür ging. Als ich sie öffnete, erschrak ich, denn die Frau stand direkt vor mir. Unhörbar für uns war sie die Treppe hochgekommen, hatte den Kopf

erhoben und schaute in mein Gesicht.

»Er ist tot, nicht?« hauchte sie.

»Mrs. Bexiga«, begann ich…

Sie ließ mich überhaupt nicht ausreden. »Ich hörte ihn nicht mehr schreien. Da dachte ich…« Sie sprach nicht weiter, ging vor und drängte mich einfach zur Seite. Sie hatte ein Recht darauf, ihren Mann zu sehen, deshalb tat ich auch nichts, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Ich konnte sehen, daß ihre Knie zitterten, als sie den Raum betrat, und ich hielt mich an ihrer Seite.

Dann sah sie den Toten!

Ich rechnete mit einer Explosion der Gefühle. Das Gegenteil war der Fall. Sie stand da, schaute auf den Toten, und nur ihre Lippen zuckten.

In den Augen erkannten wir den bitteren Schmerz, den sie verspürte, doch nicht ein Wort der Klage drang aus ihrem Mund.

Es war gespenstisch, die Frau so stehen zu sehen und wie sie immer bleicher wurde.

Sie ließ ihren Gefühlen keinen freien Lauf, sondern fraß den Schmerz in sich hinein.

»Wir konnten nichts mehr tun«, sagte ich leise. »Er hat das Testament in seinen Mund gesteckt und erlebte eine Hölle, denn das Papier begann zu brennen.«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Können wir vielleicht reden?«

»Reden?« Sie wiederholte das eine Wort und drehte sich um. Für einen Moment schaute sie mich starr an. Dann sah ich, wie ihr Blick plötzlich brach. Etwas schob sich vor ihre Augen. Im nächsten Augenblick gaben ihre Beine nach, und sie brach zusammen.

Schwer fiel sie zu Boden. Das war so schnell gegangen, daß ich sie nicht hatte auffangen können. Vor uns lag eine bewußtlose Frau.

»Ich alarmiere den Arzt«, sagte Suko und hatte schon das Zimmer verlassen, während ich Totenwache hielt.

Man brauchte nicht einmal Hellseher zu sein, um erkennen zu können, daß in diesem Fall schwarzmagische Kräfte mitmischten. Einige Anhaltspunkte hatten wir bekommen. Da war von einem jetzt nicht mehr existenten Testament die Rede gewesen, zudem von einem Piraten, der nun erlöst zu sein schien. Die Frage stellte sich, wie wir das alles in die Reihe bringen sollten. Zunächst brauchten wir mehr Informationen, und die konnten wir nur von Mrs. Bexiga bekommen.

Drei Stunden später befanden wir uns in einem Krankenhaus und sprachen mit dem Arzt, der sich um die Frau gekümmert hatte.

»Es ist natürlich ein Risiko«, sagte er, »die Frau jetzt wieder auf das Erlebte anzusprechen.«

»Das wissen wir«, erklärte ich. »Aber glauben Sie mir, es steht einfach zu viel auf dem Spiel.«

»Das sagen alle.«
»Hat sie denn ihre Beruhigungsspritzen bekommen?« wollte Suko wissen.
»Natürlich.«
»Dann ist es ja nicht gar so schlimm. Sie können ja im Zimmer bleiben, Doc.«
»Das werde ich auch«, sagte der Arzt und öffnete die weißlackierte Tür des Krankenzimmers.
Wir betraten es auf Zehenspitzen. Von Mrs. Bexiga war nur der Kopf zu sehen. Der Körper verschwand unter einer dünnen Decke. Die Frau lag sehr ruhig da, und sie war wach, denn sie schaute uns entgegen, als wir den Raum betraten.
Der Arzt war vorgegangen und redete leise auf sie ein. Er fragte sie, ob sie sich in der Lage befände, uns einige Erklärungen zu geben. Das angedeutete Nicken sahen sogar wir und waren froh, daß sie so reagierte.
Ich nahm auf der Bettkante Platz, Suko zog sich einen Stuhl heran, der Arzt blieb stehen. Der Blick der Frau wechselte zwischen uns hin und her. Ein Zeichen ihrer Unsicherheit.
»Wie geht es Ihnen?« fragte ich.
»Ich lebe…«
Eine ähnliche Antwort hatte ich erwartet, und gleich darauf begann sie zu sprechen. »Ich weiß, daß Sie Polizisten sind. Sie müssen eine Arbeit erfüllen, das habe ich oft im Fernsehen gesehen. Deshalb fragen Sie. Ich will ja auch, daß der Mörder meines Mannes gefunden wird. Holen Sie ihn, aber geben Sie acht…«
»Sie sprachen da von einem Piraten.«
»Ja, El Diablo, der Mann mit dem Köpfermesser. Ein grausamer Todesbote, der die Küsten unsicher gemacht hat.«
»Und er hinterließ ein Testament?«
»Genau. Dieses Testament war ein Zündstoff. Wer die Zeilen las, kannte das Geheimnis des Piraten, aber er überlebte nicht. Das Testament vernichtete ihn.«
»Wie ist Ihr Mann daran gekommen?«
»Bei einem Besuch auf der Insel hat er es erworben.«
»Von wem?«
»Das hat er nie gesagt.«
»Wußte er, wie gefährlich das Testament war?«
»Natürlich. Er kannte die alten Geschichten ebenso wie ich. Wir stammen beide aus Cala Millor. Das ist ein Ort auf Mallorca, der direkt an der Küste liegt.«
»Viele Touristen?« fragte Suko.
»Noch mehr. Es ist schrecklich geworden. Aber mein Sohn lebt von ihnen. Er malt sie, wissen Sie.«

»Könnten sich die Touristen in Gefahr bringen?« kam ich wieder auf das Thema zurück.

Da leuchtete es in ihren Augen auf. Wahrscheinlich war es der Schrecken, den sie empfand. »Natürlich. Wenn der Fluch gelöscht ist und El Diablo wieder auftaucht…«

»Wie genau war der Fluch? Was hatte er zu bedeuten?« hakte ich sofort nach.

»Das weiß ich nicht«, flüsterte sie. »Ich habe mich nie darum gekümmert. Ich hatte einfach Angst, weiter über den Fluch nachzudenken, und Informationen bekam ich auch nicht, weil ich mit meinem Mann über das Thema kaum redete. Er wollte es nicht. Deshalb erzählte er mir auch nicht, von wem er das Testament bekommen hatte.«

»Haben Sie niemals nachgeforscht?«

»Nie!«

Das war natürlich schlecht. »Fassen wir einmal zusammen«, sagte ich.

»Ihr Mann hat das Testament des Piraten gefunden. Es ist gefährlich, die Worte zu lesen. Und er hat die Schriftrolle, denn so ähnlich sah das Testament aus, in Cala Millor erworben. Nur wissen Sie nicht, Mrs. Bexiga, von wem er sie bekommen hat. Stimmt das?«

»Ja.«

»Und sie rechnen damit, daß El Diablo, der Teufelspirat, zurückgekehrt ist?«

»Aus der Hölle zurück!« hauchte sie. »Das müssen Sie sagen.«

»Aber so etwas ist doch Unsinn«, mischte sich der Arzt ein. »Jemand, der sehr lange tot ist, kann nicht einfach zurückkehren und wieder leben. Das entspricht nicht den Gesetzen der Natur.«

»Im Normalfall nicht«, sagte ich. »Daß es Ausnahmen gibt, haben wir leider zu Genüge festgestellt, Doc. Das müssen Sie uns glauben.«

Der Arzt hob die Schultern. »Sie haben den Fall aufzuklären, nicht ich. Meine Aufgabe ist es, mich um die Patientin zu kümmern, und ich sage Ihnen, daß Sie jetzt damit aufhören sollten, Mrs. Bexiga zu befragen.«

Suko hob den Arm. »Etwas hätte ich noch gern gewußt.«

»Inspektor, ich…«

»Eine Frage.«

»All right.« Der Arzt nickte.

Suko drehte den Kopf und schaute Mrs. Bexiga an. »Sagen Sie mir bitte noch, wie El Diablo umgekommen ist.«

Da lächelte sie. Aber nur ihre Lippen zuckten, die Augen blieben glanzlos, und sie drehte zwischen ihren Fingern den Leinenstoff der dünnen Decke. »Tut mir leid, wenn ich Ihnen nicht helfen kann. Die Legenden widersprechen sich da.«

»Gibt es keinen Hinweis?« drängte Suko.

»Ja, eine Legende hält sich besonders lange«, erwiderte die Frau nach kurzem Überlegen. »Als man El Diablo endlich bekam, da hat man ihn kurzerhand geköpft. Man schlug ihm den Schädel ab und versenkte ihn und den Körper an verschiedenen Stellen im Meer. So heißt es.«

»Da sehen Sie«, meldete sich der Arzt. »Er kann überhaupt nicht zurückkommen. Wenn einem der Schädel abgeschlagen wird, ist es einfach unmöglich, daß diese Person noch einmal lebt.«

Ich stand auf und lächelte den Doc an. »Hoffen wir, daß Sie recht behalten.«

»Das werde ich auch.«

Suko reichte Mrs. Bexiga zuerst die Hand, um sich zu verabschieden.

Erst jetzt wurden ihre Augen feucht. Auch mir saß ein Kloß in der Kehle, als ich mich verabschiedete.

Sie hielt meine Hand ein wenig länger fest. »Wenn ich es hier geschafft habe, werde ich wieder nach Cala Millor gehen. Dort wohnen auch meine Schwiegereltern und auch mein Sohn wohnt da. Er wartet schon auf seine Mutter, wie er mir immer schrieb.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, sagte ich. »Ich wünsche Ihnen, daß es alles so kommt, wie Sie es sich vorgestellt haben, Mrs. Bexiga.«

»Danke sehr«, flüsterte sie.

Dann gingen wir. Zuletzt verließ der Arzt das Zimmer. Er machte einen nachdenklichen Eindruck. »Der große Schock wird für die arme Frau noch kommen.«

»Geben Sie gut auf sie acht, Doc!«

»Das kann ich Ihnen versprechen. Sie haben nun einiges erfahren. Darf man fragen, was Sie jetzt vorhaben, oder ist das ein Betriebsgeheimnis?«

»Nein, Sie dürfen«, sagte ich. »Unser nächster Weg wird uns nach Mallorca führen, um herauszufinden, was an der Geschichte wahr ist.«

Als der Mediziner diese Worte hörte, konnte er nicht mehr antworten. Er war einfach sprachlos, und sein Mund blieb offen. »Das begreife, wer will«, sagte er, »ich jedenfalls nicht.«

»Wir werden sehen«, lächelte ich und reichte ihm die Hand. Auch Suko verabschiedete sich auf diese Weise. Draußen, als wir in die Schwüle traten, meinte der Chinese: »Auf der Insel ist es jetzt noch heißer, nehme ich an.«

»Ja, aber da weht immer ein frischer Wind.«

»Wenigstens etwas. Und die Touristen?«

»Wir haben Hochsaison. Damit mußt du dich eben abfinden. Und sollten wir kein Hotelzimmer mehr bekommen, übernachten wir eben am Strand. Vielleicht kommt uns dann El Diablo besuchen.«

Suko hob beide Arme. »Danke, aber darauf kann ich gut verzichten, wirklich…«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »So wie ich die Sache sehe, wirst du leider nicht daran vorbeikommen, Alter.«

***

»Irgendwie sind die Kerle doch alle feige«, stellte Angelika Scherschel fest und schüttelte den Kopf.

Silvia verteidigte die beiden Jungen. »Wir sind schließlich zu dritt. Vielleicht haben Sie Angst bekommen vor dem Trio des Teufels.«

»Vor uns?«

»Klar.«

Angelika schüttelte den Kopf. »Kann ich nicht verstehen!«

Susanne Balz kicherte. »Dann schau doch mal in den Spiegel, du kleines Täubchen.«

»Ach hör auf! Du bist auch nicht viel besser. Viel zu mager. Ehrlich.«

»Streitet euch nicht«, mischte sich Silvia Wachowiak ein. »Ich dachte immer, ihr wolltet schwimmen.«

»Dann los!«

Die drei gingen weiter. Den Ort hatten sie längst verlassen. Der Weg führte sie am Strand entlang, und sie schienen geradewegs in die Dunkelheit hineinzulaufen. Die Lichter von Cala Millor waren hinter ihnen zurückgeblieben. Ein helles Muster, dessen Widerschein über den grauen Himmel strich. Das Ziel der jungen Leute war eine kleine Bucht.

Sie hatten sie schon bei ihrem ersten Ausflug entdeckt, und diese Bucht lag ziemlich versteckt. Umrahmt wurde sie von hohen Felsen, und innerhalb des halbkreisförmigen Einschnitts befand sich ein feiner Sandstrand, auf dem man sich wunderbar sonnen konnte. Das allerdings hatten die drei Mädchen nicht vor. Sie wollten das Wasser und dessen Kühle bei Nacht genießen.

Um die Bucht zu erreichen, mußten sie ihren Weg andern. Weg vom Strand und etwas erhöht weitergehen, wo sich auch die schmale Straße befand, die zum Nachbarort führte.

Auf dieser Straße herrschte Betrieb. Autos waren unterwegs. Meist voll besetzt mit erlebnishungrigen Urlaubern, die einen Heidenlärm machten, wenn sie die drei Mädchen passierten, ihnen nachwinkten und ihnen zuriefen.

»Wir könnten uns auch so einer Clique anschließen«, schlug Angelika Scherschel vor.

»Nein, jetzt wird gebadet«, bestimmte Susanne Balz.

»Schon gut, reg dich nicht auf!«

Silvia Wachowiak war vorausgegangen. Wie ein Schattenriß hob sich ihre Gestalt vom Weg ab. Es wurde nicht so recht dunkel. Keine absolute Finsternis, sondern mehr ein klares Dunkelgrau, das sich über den unendlichen Himmel spannte, auf dessen Fläche der Mond wie

eine Zitrone leuchtete und von zahlreichen Sternen umrahmt wurde.

»Das ist ja direkt romantisch«, sagte Susanne und lachte laut. »Irgendwie fühle ich mich wohl.«

»Fehlt nur noch das Wasser«, meinte Angelika.

»Da werden wir in wenigen Minuten sein.«

»He, kommt her, hier ist ein Weg!« rief Silvia. Sie war stehengeblieben, hatte sich gedreht und winkte ihren beiden Freundinnen zu. »Der führt direkt zur Bucht.«

»Das ist doch der gleiche, den wir schon heute mittag entdeckt haben«, meinte Susanne.

»Wirklich?«

»Ja, wenn ich es dir sage.« Susanne schob die Freundin zur Seite und betrat den schmalen, steinigen Pfad. Schon bald wurde ihre Gestalt von der Dunkelheit zwischen den Felsen verschluckt. Nur noch ihr Haar schimmerte für einen Moment nach.

»Jetzt du«, sagte Silvia und stieß Angelika an.

Die kreuzte ihre Arme vor dem Busen und hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht.«

»Was soll das denn heißen? Hast du Angst?«

»Quatsch.«

»Kommt mir aber so vor. Mach doch keinen Mist! Ich finde es blöd, wenn du jetzt kneifst.«

»He, ihr beiden!« schallte Susannes Stimme hoch. »Wollt ihr nicht oder könnt ihr nicht?«

Silvia lachte nach unten. »Angelika hat Schiß.«

»Stimmt doch nicht!« behauptete diese und stieß ihre Freundin in die Seite. »Ihr werdet schon sehen, ich bin gleich die erste im Wasser.«

Bevor Silvia etwas sagen konnte, schob Angelika sie zur Seite und machte sich auf den Weg.

Der Pfad führte ziemlich steil nach unten, so daß die beiden Mädchen Mühe hatten, ihr Gleichgewicht zu halten und nicht auszurutschen. Sie stützten sich dabei an den Felsen ab, die rechts und links des Wegs aus dem Boden wuchsen.

»Hier unten ist es besser«, meldete sich Susanne.

Sie hatte recht. Nach zwei weiteren Kehren stellten die Mädchen fest, daß der Pfad tatsächlich in die Breite ging. Sie brauchten sich nicht mehr abzustützen.

Susanne hockte auf einem kniehohen Stein. Als sie die beiden Freundinnen sah, drehte sie sich und deutete nach vorn. »Ist das nicht herrlich?«

»Was?« fragte Silvia.

»Der kleine Strand. Und ganz für uns allein.«

Man konnte diese Stelle in der Tat als ein kleines Paradies bezeichnen.

Die drei Mädchen aus Deutschland hatten es plötzlich eilig. Sie faßten sich an den Händen. Ein plötzlicher Windstoß fuhr auf sie zu, ließ Haare und Kleidung flattern, und mit lauten Jubelschreien erreichten sie die kleine Bucht, um sich im noch vom Sonnenlicht des Tages warmen Sand hineinfallen zu lassen. Dabei schleuderten sie ihre Sandalen von den Füßen und genossen es, auf dem Boden zu liegen.

»Das haben wir im Ruhrpott nicht«, sagte Angelika.

»Da kannst du auf einer Kohlenhalde liegen«, kicherte Susanne.

»Wie toll.«

»Ich will jetzt schwimmen«, sagte Silvia, wobei sie sich mit einem Ruck aufsetzte.

»Klar, machen wir auch.« Susanne schaute den Weg hoch.

»Suchst du die beiden?« fragte Angelika.

»Nein.«

»Lüg nicht. Du willst nur, daß sie dir zusehen, wenn du hier einen kostenlosen Striptease vorführst.«

»Du hast ja 'ne Meise.«

»Besser 'ne Meise, als Heu im Hirn«, gab Angelika zurück. Sie setzte sich ebenfalls hin.

Silvia begann zu sticheln. »Wolltest du dich nicht als erste ausziehen und ins Wasser gehen?«

»Das habe ich gesagt.«

»Dann los.«

Angelika Scherschel ließ sich nicht lange bitten. Sie stand auf, klopfte Sand von ihren Armen, griff an den Saum des T-Shirts und zog es sich über den Kopf. Die Hose folgte ebenfalls sehr schnell und auch der dünne Slip, der weiß leuchtete. Im nächsten Augenblick stand sie textilfrei vor ihren beiden Freundinnen.

»Na, war ich feige?«

»Nein.« Die Mädchen staunten. »Du hast auch wirklich was zu bieten«, sagte Susanne. »Alle Achtung.«

»Bei mir ist wenigstens etwas. Nicht wie bei dir. Da muß man ja zweimal hinsehen.«

»Ich bin eigentlich zufrieden.«

»Zeig doch mal.«

»Wie du willst.« Auch Susanne zog sich aus. Sie hatte eine gute Figur.

Die kleinen, festen Brüste sprangen keck hervor, schmal war die Hüfte, und auch die Beine waren gut gewachsen. »Damit kann ich Mannequin werden«, behauptete sie.

»Aber in der Fischbratküche«, gab Angelika zurück. Sie sah, daß ihre Freundin tief Luft holte, drehte sich schnell um und lief auf das Wasser zu, dessen helle, schaumige Wellen in die Bucht hinein rollten und wie lange Zungen über den silbrig schimmernden Sand leckten.

Auch Silvia Wachowiak entledigte sich ihrer Kleidung. Die Sachen

legten sie dicht nebeneinander und beschwerten sie mit Steinen, damit der Wind sie nicht weggwehen konnte.

Angelika stand schon im Wasser. Es schäumte ihr bis zu den Knien. Sie drehte sich um und rief: »Es ist herrlich hier.« Darm streckte sie den Arm aus. »Seht ihr den Felsen da?«

Er wirkte wie der Buckel eines Ungeheuers. Dunkel schob er sich aus dem Wasser, brach die Wellen, die um ihn herum einen weißen, quirlenden Schaumkranz gebildet hatten.

»Da willst du hin?« fragte Silvia.

»Warum nicht?«

»Ist ein bißchen weit, wie?«

»Unsinn. Ihr habt nur Angst. Ich schwimme hin, und ihr könnt ja nachkommen.« Angelika war nicht mehr zu halten. Wie ein Känguruh hüpfte und sprang sie über die anrollenden Wellen hinweg, die immer mehr von ihrem Körper erfaßten und daran hochzuklettern schienen.

Schließlich warf sich Angelika mit einem weiten Satz in die Fluten.

Sie tauchte unter, kam wieder hoch, machte Schwimmbewegungen, drehte den Kopf und schleuderte sich die Haare aus dem Gesicht.

»Nackt zu schwimmen, das ist irre!« rief sie zum Strand hin, winkte, drehte sich auf den Bauch und kraulte in Richtung des Felsens, wobei sie noch von den rücklaufenden Wellen angehoben und getragen wurde.

Ihre Worte hatten Susanne und Silvia den Mund wäßrig gemacht. Nach der Hitze des Tages wollten auch sie ein erfrischendes Bad nehmen. Vor ihnen lag das Meer, die Wellen lockten, und die beiden ließen sich auch nicht mehr lange bitten, sondern liefen in das Wasser.

Beide stellten fest, daß Angelika nicht gelogen hatte. Es war wirklich fantastisch, das Wasser überall zu spüren. Schon bald tauchten sie unter, schwammen mit kräftigen Bewegungen weiter und spürten schon keinen Grund mehr unter ihren Füßen. Nebeneinander tauchten sie auf, schüttelten sich das Wasser aus den Haaren und blickten sich um.

Susanne prustete. »Wo steckt denn Angelika?«

Silvia drehte sich, trat Wasser und schaute zum Felsen. Keine Spur von Angelika.

»Die wird doch nicht…«

»Da ist sie ja«, sagte Susanne.

In der Tat tauchte Angelika auf. Sie sahen ihren Kopf, der auf den Wellen zu hüpfen schien, und sie stellten fest, daß ihre Freundin den Felsen schon fast erreicht hatte. Nur noch wenige Schwimmstöße, dann konnte sie sich an dem Stein hochziehen.

Zunächst einmal ruhte sich Angelika aus. Sie hatte ihren Arm ausgestreckt und klammerte sich am rauhen Gestein fest. »He, ihr beiden!« schallte ihre Stimme durch die Bucht, »wo steckt ihr denn?«

»Im Wasser.«
»Kommt doch her!«
Susanne schaute Silvia an. Beide gleichzeitig schüttelten die Köpfe.
»Nein!« rief Susanne. »Einer muß ja auf die Kleidung achtgeben. Wir wollen uns nicht zu weit entfernen.«
»Ihr seid nur feige.«
»Meinetwegen auch das.«
Angelika lachte. Sie löste ihre Hand und schwamm parallel zur Breitseite des Felsen, denn sie wollte die schmalere Seite erreichen, um über diesen Bogen auf die Spitze des Felsens zu klettern.
Die beiden anderen Mädchen hatten keine Lust mehr, noch länger im Wasser zu toben. Sie wollten wieder zurück.
Da Angelika jetzt die von ihr anvisierte Stelle erreicht hatte, drückte sie ihren Körper hoch und blickte noch einmal zurück. »He!« rief sie mit lauter Stimme, »wo wollt ihr denn hin?«
»Wieder an den Strand.«
»Seid ihr wasserscheu?«
»Wir haben noch Zeit genug, um die großen Schwimmer zu spielen.«
»Ich bleibe!«
»Meinetwegen. Wenn wir keine Lust haben, sagen wir Bescheid!« hallte Silvias Stimme über das Wasser.
»Okay.«
Silvia und Susanne schwammen wieder zurück. Sie hielten sich dicht nebeneinander, ihre Arme teilten das Wasser. Wellen, vom Strand zurückrollend, schäumten über ihre Köpfe, wehten die Haare zu großen Vliesen auf, und wenig später spürten die beiden Grund unter ihren Füßen. Sie taumelten an Land. Schwerfällig ließen sie sich in den noch immer warmen Sand fallen, stützten sich auf, bogen die Rücken durch und schauderten ein wenig zusammen, als der Wind kühl über ihre nackten Körper strich.
In der Bucht war es still. Eine kleine Oase inmitten des Trubels. Auch von der Straße her drang kein Lärm zu ihnen. Die Mädchen fühlten sich wie im Paradies, durch die noch warmen Felsen von drei Seiten geschützt.
Daß ein grauenvolles Monstrum bereits darauf lauerte, Tod und Vernichtung zu säen, ahnten sie nicht…

***

Sauer war Angelika Scherschel zwar nicht, nur ein wenig eingeschnappt.
Erst hatten Susanne und Silvia die große Klappe, dann kniffen sie.
Na ja, sollten sie. Angelika jedenfalls fühlte sich auf dem Felsen wohl.
Sie bekam dieses Gefühl schon, als sie ihn erkletterte, denn das war

etwas völlig anders, als einen normalen Berg hinaufzusteigen. Irgendwie prickelnder und außergewöhnlicher, denn dieser Felsen ragte aus dem Wasser. Er war eine steinige Insel, umgeben von einer nicht tragenden Fläche, die keine Sicherheit gewährte wie ein Erdboden.

Das war schon etwas Besonderes, und davon hatte Angelika immer geträumt. Wie oft blätterte sie zu Hause in den einschlägigen Illustrierten nach, sah die herrlichen Farbfotos von Urlaubern, die von kleinen, einsamen Buchten, Felsen und Inseln erzählten. Von jungen Mädchen in Bikinis, von FKK-Leuten, Surfern und Seglern. Darüber der ewig blaue Sommerhimmel, die schäumenden Wellen, die braunen Körper der, Sonnenhungrigen und die im grellen Licht glänzenden Fassaden der Hotels.

Eine wunderbare Sache.

Und die erlebte sie nun ebenfalls.

Weil sie Felsen im Meer immer besonders angezogen hatten, nahm sie auch die Mühe in Kauf, diesen hier zu erklettern. Zu Beginn war es ein wenig schwierig gewesen. Je höher sie allerdings kam, um so leichter wurde es ihr gemacht.

So dauerte es nicht sehr lange, bis sie die höchste Stelle des kegelförmigen Felsens erreicht hatte, dort sogar eine kleine Mulde fand, in die sie sich setzte.

Die Beine zog sie an, nahm die Füße hoch, drehte sich und schaute zum Strand hin, wo ihre Freundinnen soeben aus dem Wasser kletterten und sich in den Sand warfen.

Angelika lachte. Dann hob sie beide Arme, winkte, und ihr Gruß wurde von den anderen beiden erwidert.

»Wollt ihr nicht doch noch zu mir kommen?« rief sie hinüber.

»Nein.«

»Warum nicht.«

»Keine Lust!« rief Susanne.

»Ihr seid nur zu faul.«

»Auch das.«

Damit erschöpfte sich die Unterhaltung. Angelika Scherschel hatte auch keine Lust, weiter so zu schreien, sie wollte lieber das Meer beobachten, auch wenn es sich nur als eine dunkle Fläche präsentierte und nicht mehr die bunten Segel der Boote zu sehen waren.

Sie liebte das Meer. Es beruhigte, und sie konnte stundenlang auf die Fläche schauen und den Wellen nachblicken, wenn diese dem Strand entgegenrollten.

Von so einem Urlaub hatte Angelika lange genug geträumt und dafür gespart.

Bisher hatte sie immer in Richtung Strand geschaut. Nun drehte sie sich und ließ ihren Blick über die schwarze Fläche streifen, auf der hin

und wieder Schaumkronen tanzten, wenn die Wellen höher wurden und der Wind wie mit gierigen Armen in das Wasser fuhr. Einen Horizont sah sie nicht, weil sich der Himmel und die Wasserfläche farblich kaum abgrenzten, aber sie entdeckte weit draußen eine bunte Lichterkette. Sie gehörte zu einem langsam fahrenden Schiff, wahrscheinlich einem Ausflugsdampfer auf einer Nachtfahrt, der Touristen über das Meer schaukelte. Diese Fahrten hatten sich die drei Mädchen ebenfalls vorgemerkt, denn auf den Schiffen, das hatten sie gehört, sollte immer viel los sein.

Mit den Blicken verfolgte Angelika das Schiff, wie es allmählich verschwand und dabei über den Wellen zu schweben schien. Das Gesicht des jungen Mädchens hatte einen träumerischen Ausdruck angenommen. Die Sorgen des Alltags waren weit, weit entfernt. Sie schienen von der Dunkelheit und dem Meer verschluckt worden zu sein und nie mehr zurückkehren zu wollen. Auf dem Felsen spürte sie den Wind besonders. Längst hatte er die Haut getrocknet. Angelika fror auch etwas, doch sie dachte nicht daran zu verschwinden und sich in ihren Träumen unterbrechen zu lassen.

Bis sie das Geräusch hörte.

Es klang sehr seltsam, ziemlich hell, als wäre etwas Metallenes gegen den Felsen gestoßen, der den Schall sehr gut weitergeleitet hatte, so daß Angelika ihn vernehmen konnte.

Dann wieder.

Jetzt zuckte sie zusammen, und sie spürte die Gänsehaut auf ihrem Rücken. Diesmal hatte sie den Klang sogar deutlicher gehört, und sie drehte sich so herum, daß sie an der Wand des Felsens nach unten auf die Wasserfläche schauen konnte.

Senkrecht fiel der Stein vor ihr in die Tiefe. Sie sah den hellen Kranz der Wellen und Wasserspritzer wie blanke Tautropfen in die Höhe fliegen.

Sie konnten das Geräusch nicht verursacht haben, und auch ihre beiden Freundinnen nicht, denn sie lagen nach wie vor am Strand. Angelika sah, daß sich ihre Körper von der Oberfläche des Sandes wie dunkle Gebilde abhoben.

Angelika wurde unsicher. Zu den anderen beiden Mädchen rief sie hinüber: »He, seid ihr allein?«

»Ja.«

»Und die beiden Typen?«

»Haben wohl Schiß bekommen!«

»Dachte ich mir.«

»Weshalb fragst du denn? Hast du Sehnsucht? Wenn ja, komm rüber, wir verschwinden wieder.«

Eigentlich hätte Angelika noch sitzenbleiben wollen, doch das nicht zu identifizierende Geräusch hatte sie ein wenig gestört und auch

unsicher gemacht. Aus diesem Grund kam ihr der Vorschlag der beiden Freundinnen sehr gelegen.

»Ich komme dann!« rief sie. »Aber wartet auf mich.«

»Hast du Angst?« rief Susanne.

»Blödsinn!« Während dieser Antwort stemmte sie sich bereits in die Höhe und machte sich auf den Rückweg. Jetzt mußte sie wieder über den Felsen balancieren. Keine leichte Sache. Abwärts war es immer schwieriger als aufwärts, und fast wäre sie ausgerutscht.

Auf einem kleinen Vorsprung blieb Angelika stehen, war froh, daß der ihr Gewicht hielt, und schaute aufs Wasser.

Die von ihr aus gesehene Fläche hinter den Schaumstreifen zeigte nach wie vor eine dunkle Farbe. Aber dicht unter der Oberfläche, wo das Wasser trotz der Finsternis gläsern wirkte, sah sie etwas Helles schimmern. Es war ein länglicher Gegenstand, das konnte sie erkennen, und er sank plötzlich tiefer.

Angelika dachte an ein Stück Treibholz oder an einen toten Fisch, der mit dem Bauch nach oben schwamm.

Der Wahrheit kam sie nicht näher…

Ein wenig krümmte sie ihren Körper, federte in den Knien, stieß sich ab, und mit einem elegant wirkenden Hechtsprung näherte sie sich der Wasseroberfläche und tauchte hinein.

Wie ein Pfeil stieß sie in die Tiefe, führte automatisch die Schwimmbewegungen durch, drehte sich, bewegte nur ihre Beine und stieß der Oberfläche entgegen.

Dabei lagen ihre Hände nicht dicht nebeneinander. Zwischen ihnen befand sich ein etwa armbreiter Zwischenraum, in den plötzlich etwas hineinstieß. Das Mädchen griff automatisch mit allen zehn Fingern zu. Es spürte etwas in den Händen, das an Haare erinnerte, und die Daumen glitten über eine weiche, trotzdem rauhe Haut.

Das alles nahm sie innerhalb von Sekunden auf. Dann durchbrach sie die Wasseroberfläche und brachte auch ihre Arme so hoch, daß sie nach vorn schauen konnte.

Im ersten Augenblick war sie sprachlos, weil es das einfach nicht geben konnte, was sie da sah. Es war zu schlimm, dennoch eine Tatsache.

Angelika Scherschel hielt zwischen ihren Händen einen menschlichen Kopf!

***

Mallorca hatte uns mit Sonne und viel Geschrei empfangen.

Mit einem Bus wurden wir nach Cala Millor transportiert und saßen eingeklemmt zwischen schwitzenden und erwartungsfrohen Touristen aus Old merry England.

Suko zog ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter.

»Was ist los?« fragte ich ihn. »Du stellst dich doch sonst nicht so an.«
»Hattest du nicht von einem kühlen Wind gesprochen?« fragte er.
»Das war in London.«
»Und jetzt?«
»Vielleicht kommt er noch.« Mehr wollte ich auch nicht sagen, denn ich hatte keine Lust mehr, darüber zu diskutieren. Auch mir ging die Hitze in dem überfüllten Bus auf den Nerv. Aber was sollte man machen?
Aussteigen konnten wir schlecht.
Daß wir trotz der Hochsaison noch ein Doppelzimmer für uns beide gefunden hatten, grenzte für mich schon an Zauberei. Ich war dem Londoner Reisebüro dankbar, das dieses Wunder vollbracht hatte.
Länger als drei Tage wollten wir uns in dem Touristenkessel Mallorca aber nicht aufhalten.
Das Hotel hieß La Nina und sollte nach Angaben des Reisebüros Meter vom Strand entfernt liegen. Man brauchte nur über eine Straße zu laufen und war da. Zum Ausruhen und Entspannen würden wir jedoch kaum kommen, denn dieser El Diablo lag uns verdammt schwer im Magen. Von einem Köpfermesser hatte Señora Bexiga gesprochen! Wir hatten zwar nicht sehr viel über El Diablo erfahren, doch ich konnte mir gut vorstellen, daß dieser Mensch unheimlich gewütet haben mußte.
Irgendwann erreichten wir Cala Millor und auch unser Hotel. Als ruhig konnte man die Lage wirklich nicht bezeichnen. Der Bau lag eingekeilt zwischen zahlreichen Hotels und Geschäften an einer belebten und viel befahrenen Straße.
Außer uns stiegen auch noch andere Fahrgäste aus, und wir ließen die Leute erst einmal ins Hotel gehen, denn wir wollten uns umschauen.
Unser Blick fiel auf den Strand. Himmel, da war was los. Es wimmelte von Menschen. An einigen Stellen lagen sie fast wie die Heringe in der Büchse. Auf dem Wasser schwebten Surfer über die Wellen, und weiter draußen wurde Wasserski gefahren. Tretboote gab es ebenso wie Schlauchboote, in denen es sich Familien mit Kindern bequem gemacht hatten.
Verkaufsstände, Buden, Musik — die reine Action. Das war kein Urlaub, sondern Streß.
Sukos Laune hatte sich nicht gebessert, als er mit brummigen Worten vorschlug, doch mal in das Hotel zu gehen. Dort war es kühler.
Ich hatte mir den Bau zuvor von draußen angesehen. Er war im Bungalow-Stil errichtet, und besaß drei Etagen, die kastenförmig und jede nachfolgende immer kleiner als die vorherige, aufeinanderstanden. So eine Bauweise hatte ich auch noch nicht gesehen.

Wir nahmen unsere Koffer und gingen in Richtung Rezeption, wo die ersten Touristen schon abgefertigt worden waren.

»Ah, noch zwei Herrschaften«, rief der Chefportier und sah unser Kopfschütteln.

»Wir sind Engländer«, erklärte ich.

»Sorry«, er wechselte die Sprache, »aber in dieses Hotel kommen zumeist Deutsche oder deutsch Sprechende. Sie sind doch sicherlich angemeldet, Gentlemen?«

»Ja.« Ich stellte meinen Koffer ab und nannte auch unsere Namen.

Der Mann lachte. »Sie wollen nur drei Tage bei uns bleiben. Ein Kurzurlaub, wie?«

»So ähnlich.«

Er hob die Schultern. »Ist ja nicht mein Bier, aber in drei Tagen kann man sich hier nicht erholen.«

»Bei dem Trubel reichen auch keine drei Wochen«, erwiderte Suko und fing sich dafür einen bitterbösen Blick des Portiers ein.

Wir erledigten sämtliche Formalitäten und ließen uns mit dem Lift nach oben bringen, wo unser Zimmer lag.

Zum Glück besaß es eine Dusche. Wir losten aus, wer sich zuerst abkühlen konnte, und Suko gewann.

Ich wartete, stellte mich auf den Balkon und schaute zur Straße hinunter, wo der Betrieb überhaupt nicht abnahm. Discos, Bars, Geschäfte und Cafés waren voll, sie produzierten einen Heidenlärm. Viele Gäste hockten im Freien, schlürf ten ihre Drinks, hörten Musik und genossen das Leben.

Mein Blick flog über die Straße auf das Meer hinaus. Auch dort herrschte Betrieb. Die Köpfe der Schwimmer sahen aus meiner Perspektive aus wie kleine Perlen, die auf der Oberfläche schaukelten.

Hatte es Sinn, jetzt schon mit den Nachforschungen zu beginnen? Ich war davon nicht überzeugt und verschob die Sache auf den Abend.

Vorher wollte ich mich ein wenig hinlegen.

Suko kam aus der Dusche mit um die Hüften gewickeltem Handtuch.

»Du kannst«, sagte er.

Ich schielte ihn von der Seite her an. »Hast du mir auch noch Wasser übergelassen?«

»Nein, das meiste habe ich getrunken.«

Andere Kleidung hatte ich schon aus dem Koffer geholt und nahm sie mit ins Bad.

Ich spülte mir den Schweiß ab, seifte mich ein, duschte wieder und frottierte mich ab. Ein herrliches Gefühl.

Danach fühlte ich mich frischer.

Suko lag schon auf dem Bett. Ich fand meinen Platz in der zweiten Hälfte und hörte Suko sagen: »Hallo Ehepartner.«

»Was bist du denn? Mann oder Frau?«

»Beides.«
»Wie tröstlich«, erwiderte ich, wollte noch etwas hinzufügen, da fielen mir bereits die Augen zu.
Es war ein starker, fast bewußtlos zu nennender Schlaf, und als ich erwachte, da hatte der Lärm zwar nicht abgenommen, aber die Sonne war inzwischen ein Stück weitergewandert und stand schon tief. Ihre Strahlen fielen jetzt auf den Balkon, wo ich Sukos breiten Rücken sah.
Ich zog mich an und war zu jeder Schandtat bereit.
Unsere Aufgabe war nicht einfach.
Um etwas über El Diablo herauszubekommen, mußten wir mit den Einheimischen Kontakt aufnehmen, und die würden sich bestimmt hüten, einem Fremden etwas zu erzählen. Aber wir kannten einen Namen.
Bexiga!
Die Familie mußte in einem Ort wie Cala Millor leicht zu finden sein.
Zuvor jedoch wollten wir etwas essen.
Der Speisesaal des Hotels befand sich in einem kleinen vorstehenden Anbau. Es herrschte noch nicht viel Betrieb. Wir bekamen einen Tisch zugewiesen und bestellten nach der Karte.
»Hast du großen Hunger?« fragte ich Suko.
»Und wie.«
»Wie wär's mit Paella?«
»Nicht schlecht, das Pfännchen. Laß es kommen!«
Wir bestellten das spanische Nationalgericht, wobei uns gleichzeitig gesagt wurde, daß es etwas dauern würde.
»Das macht nichts«, erklärte ich, »wir haben Zeit.«
»He, bist du in Urlaubslaune?« fragte Suko.
»Wieso?«
»Mit deiner Zeit.«
»Haben wir doch auch — oder nicht.«
»Denk lieber an El Diablo.«
»Nach dem Essen.«
Die Paella war gut. Das Warten hatte sich also gelohnt. Wir aßen langsam, genußvoll und schauten zu, wie es allmählich dämmrig wurde und draußen die Lichter angingen.
Inzwischen hatte sich auch der Speisesaal gefüllt. Mancher Gast warf uns wegen der Paella einen neidischen Blick zu, denn das Essen für die Hotelgäste war an diesem Abend wohl nicht so besonders.
Für mich war es ein Fehler gewesen, die Paella zu essen, denn ich fühlte mich kurz vor dem Platzen, während Suko nur zufrieden grinste.
Er merkte mir an, daß ich keinen Appetit mehr hatte und fragte scheinheilig: »Wir hätten das Geschäftliche doch lieber vorher erledigen sollen, nicht wahr?«

»Ich brauche einen Drink zur Verdauung.«
»Und wo?«
»In der Bar.«
»Wie du willst. Wenn du dich danach besser fühlst. Oder soll ich allein losziehen?«
Ich stand schon auf und schob den Stuhl zurück. »Das wäre gefährlich, denn die haben hier Gesichtskontrolle.«
»Dann mußt du besonders aufpassen«, erwiderte Suko lakonisch.
Es war nicht weit bis zur Bar. Sie lag rechts neben dem Speisesaal und war gleichzeitig ein Teil des Aufenthaltsraums.
Die Theke war frei. Der Mixer langweilte sich und schaute auf, als wir den Raum betraten.
»Neu hier?« Er sprach auch Deutsch.
Ich war zu müde, um ihm klarzumachen, daß wir Engländer waren, also antwortete ich auch in der Heimatsprache meines Freundes Will Mallmann. »Ja, und wir brauchen etwas für die Verdauung. Wir haben Paella gegessen.«
»Oh, das ist schlimm«, meinte der Mixer, zog ein betrübtes Gesicht, das sich im gleichen Moment aufhellte, als er antwortete. »Da habe ich etwas ganz Besonderes für Sie. Das bringt müde Mägen wieder auf Vordermann.«
»Mit viel Alkohol?« fragte Suko.
»Ein paar Spritzer.«
»Dann machen sie mal.« Der Chinese nickte, und der Keeper begann zu grinsen.
Wir bekamen unsere Drinks in hohen Gläsern serviert. Die Grundfarbe war weiß. Dazwischen schimmerten bläuliche Schlieren, und ein leichter Anisgeruch strömte über den Glasrand.
»Schmeckt besser, als es riecht«, sagte der Mixer und wünschte uns einen guten Schluck.
Er hatte recht. Das Zeug war überhaupt nicht so schlimm. Man konnte es gut trinken. Es erfrischte, und es räumte gleichzeitig mit dem Völlegefühl im Magen auf.
»Na?« Der Keeper strahlte uns an.
»Vorzüglich«, sagte ich.
»Mein Geheimrezept.«
Ich stellte das Glas weg. »Sie kennen wohl viele Leute hier, nicht wahr?«
»Und wie.«
»Wir suchen auch Bekannte.«
»Touristen?« fragte er.
»Nein. Einheimische. Zur Erklärung möchte ich Ihnen sagen, daß wir nicht aus Deutschland, sondern aus London kommen. Wir sind Engländer.«

»Sie sprechen aber sehr gut Deutsch.«

»Man lernt es eben, wenn man sich einige Male in dem Land aufgehalten hat.« Ich trank noch einen Schluck und sagte dann: »Bexiga heißt die Familie, die wir suchen. Ist Ihnen der Name ein Begriff?«

Als ich den Satz noch nicht ausgesprochen hatte, wußte ich bereits Bescheid. Der Mixer kannte die Leute. »Ja, natürlich«, erwiderte er.

»José Bexiga war vorhin noch hier.«

»Ist das der ältere?«

»Nein, der junge. Ein Sohn. Der Vater und die Mutter wohnen in…« Er sprach nicht mehr weiter. Hinter seiner Stirn begann es zu arbeiten.

»Natürlich, jetzt verstehe ich erst. Sie kommen aus London. Die Bexigas wohnen auch dort.«

»Genau.«

»Haben Sie Grüße zu bestellen?« Jetzt wurde mir der Keeper zu neugierig. Deshalb antwortete ich ausweichend.

»So ähnlich. Können Sie mir denn sagen, wo wir sie finden?«

»Klar, da brauchen Sie nicht einmal weit zu gehen. Die Bexigas wohnen…« Er lachte plötzlich und deutete auf den Eingang. »Da kommt der junge José mit seinem deutschen Freund Markus Küppers. Jetzt können Sie mit ihnen sprechen.«

Suko und ich drehten uns um. Zwei junge Männer steuerten die Bar an.

Der eine hellblond, der andere schwarzhaarig. Lässig winkte der Deutsche dem Keeper zu, während der dunkelhaarige junge Mann, den Blick zu Boden gesenkt hatte und einen völlig deprimierten Eindruck machte.

»Ich dachte, ihr wolltet den drei Kichererbsen nach«, radebrechte der Keeper.

Neben uns nahmen die beiden Platz. »Nein«, erwiderte Markus. »Das geht nicht mehr. Es ist etwas Schreckliches passiert. Josés Vater ist gestorben!«

Der Keeper wankte zurück und bekreuzigte sich. Aus seinem Gesicht wich die Farbe. Er war sprachlos, dafür waren wir es nicht. Ich drehte mich zu den beiden um.

»Wegen dieses Todesfalls sind wir zu Ihnen nach Spanien gekommen«, sagte ich.

Ein Blitz hätte nicht stärker einschlagen können. Die Jugendlichen schauten uns an, als hätten wir etwas Verbotenes gesagt.

»Was?« flüsterte Markus.

Als Antwort stellten wir uns vor. Und dann baten wir die beiden an einen Tisch, wo wir ungestört reden konnten…

***

Der Kopf zwischen ihren Händen!

Angelika Scherschel erlebte das Grauen. Sie starrte ein Gesicht an, das so häßlich und abgründig böse war, wie sie es noch nie in ihrem Leben gesehen hatte.

Furchtbar!

Sie schüttelte sich. Eiskalt lief es ihren Rücken hinab. Sie sah nur das Gesicht, und sie fühlte dabei die ledrige Haut zwischen ihren Fingern.

Der Halsstumpf befand sich noch im Wasser, und erst als sich die dunklen, an Glasperlen erinnernde Pupillen bewegten, da reagierte das Mädchen.

Es schrie!

Nur kurz hallte der Schrei über das Wasser, dann schwappte eine Welle heran und verschloß den Mund. Angelika sackte in die Tiefe und ließ den Kopf nicht los. Er schien zwischen ihren Fingern zu kleben.

Zur gleichen Zeit zogen sich die beiden anderen am Ufer an. Susanne hatte ihre helle Hose bereits übergestreift und griff nach dem T-Shirt, als sie mitten in der Bewegung innehielt.

»Das war ein Schrei!«

»Was?« Silvia kippte soeben Sand aus den Schuhen.

»Ja, ein Schrei. Und zwar vom Wasser her. Habe ich genau gehört. Ehrlich.«

»Angelika?«

Susanne nickte. »Kannst du dir eine andere vorstellen?«

»Nein.«

Beide hatten sich umgedreht, so daß sie auf die Wasserfläche schauen konnten. Vor allen Dingen interessierte sie der Felsen, denn er war leer.

Keine Angelika saß auf seinem Höcker.

»Vielleicht ist sie abgestürzt«, vermutete Silvia.

»Sie kann schwimmen und würde nicht…« Susanne sprach nicht mehr weiter, denn sie wurde von Silvia angestoßen.

»Da, ein Arm!«

Auf halber Strecke zwischen Strand und Felsen ragte ein Arm aus dem Wasser. Ziemlich lang und groß, dazu leicht gebogen, wobei die Finger etwas umklammert hielten, das fast die gleiche Länge aufwies wie der Arm, ziemlich breit war, vorn spitz zulief und wie Metall schimmerte.

»Ein Messer.« hauchte Susanne.

Das sah Silvia auch. Und sie war ebenso erstaunt wie ihre Freundin. Automatisch flossen ihr die nächsten Worte über die Lippen. »Woher hat Angelika das?«

»Vielleicht gefunden.«

Silvia nickte. »Kann schon sein, muß aber nicht.« Sie schlug sich auf

die Lippen und drehte sich dabei zu Susanne um. Über die Hand hinweg trafen sich die Blicke der beiden Mädchen. »Und wenn es nun nicht Angelikas Arm ist?«

Susanne verstand nicht so recht. »Wie meinst du das denn?«

»Wie ich es gesagt habe. Vielleicht gehört der Arm einem anderen, der nur auf Angelika gewartet hat.«

Beide Mädchen froren plötzlich. Die Möglichkeit war nicht von der Hand zu weisen, und die Gedanken der Urlauberinnen spiegelten sich auf ihren Gesichtern wider. Sie hatten plötzlich Angst, rückten dichter zusammen, faßten sich an und starrten, wie unter einem Zwang stehend, auf das dunkle Wasser, dessen Oberfläche dieser kräftige Arm durchstoßen hatte. Die Hände hielten den Griff der Klinge. Ein langes Messer, ein mörderisches Instrument, dessen Stahl vom Mondlicht getroffen wurde und dabei fahl leuchtete.

Silvia schluckte. Die nächsten Worte sprach sie mit tränenerstickter Stimme. »Wenn Angelika es nicht geschafft hat, dann…«

»Da ist sie!« Susannes Schrei hallte über das Wasser. Das Mädchen hatte sich kerzengerade hingestellt. Durch den Schock war sie zur Bewegungslosigkeit verdammt worden, und beide sahen jetzt, daß Angelika wieder aufgetaucht war.

Nicht weit von der Hand entfernt.

Sogar ihr Gesicht schimmerte auf der Wasserfläche. Sie hörten ihre verzweifelten Rufe und bekamen mit, wie Angelika versuchte, mit Kraulstößen das rettende Ufer zu erreichen.

Auch die Hand bewegte sich.

Sie erinnerte in diesem Moment an die dreieckige Flosse eines Hais: So schnell war sie auch. Der Hand gelang es, Angelika den Weg abzuschneiden.

Gefährlich nahe war sie plötzlich…

»Mein Gott!« brüllte Silvia und ballte ihre Hände so stark, daß die Nägel in ihr Fleisch stachen. »Das ist Wahnsinn! Beeil dich, beeil dich…«

Beide feuerten die Freundin an, die eine gute Schwimmerin war, aber gegen die Hand nicht ankam. Sie war einfach noch schneller, und ließ Angelika keine Chance.

Das Mädchen setzte alles ein, was es hatte. Seine Arme durchpflügten das Wasser. In langen Schaumstreifen spritzte es hoch. Man hörte das Klatschen, vernahm die Schreie, und die Hand war plötzlich neben ihr.

Angelika wälzte sich im Wasser herum. Auf dem Rücken lag sie, schaute in die Höhe, sah über sich für einen Moment die mörderisch lange Klinge, dann fuhr sie nach unten.

Ihr Schrei erstickte.

Plötzlich wurde das Wasser schaumig. Die Hand zuckte hoch, dann wieder nach unten, bevor das grausame Spiel erneut begann.

Es war wie die meisterhaft gedrehte Duschszene aus dem Film »Psycho«. Auch die beiden angststarren, am Ufer stehenden Mädchen sahen keinen Tropfen Blut, nur das quirlige Wasser und die Hand, die immer wieder nach unten stieß.

Manchmal sahen sie noch einen Arm. Er gehörte Angelika, die versuchte, diesem Schrecken zu entkommen, doch sie hatte keine Chance, die Hand und das Messer waren gnadenlos.

Noch einmal stieß die lange Klinge dem Wasser entgegen. Dann verschwand sie und tauchte auch nicht wieder auf. Ebenso wie Angelika Scherschel. Sie blieb verschwunden.

Susanne und Silvia schauten sich an. Danach blickten sie wieder auf das Wasser, das den Schrecken verdeckt hatte und völlig ruhig dalag. Nur der Wind strich noch sacht über die Oberfläche, ansonsten war nichts mehr zu erkennen.

Die Ruhe des Todes lag zwischen Ufer und dem aus dem Wasser ragenden Felsen.

Die beiden Mädchen wußten nicht, wie lange sie fast bewegungslos auf dem Fleck gestanden hatten. Zeit war für sie zu einer Nebensache geworden. Sie existierte zwar, aber sie ging die beiden nichts an, die sich wie in einem tiefen Traum befindlich vorkamen.

Irgendwann rührte sich Susanne. Sie schüttelte ihren Kopf und deutete auf das Wasser. »Wo ist Angelika?« fragte sie mit tonloser Stimme.

Silvia gab keine Antwort. Sie wollte zwar etwas sagen, bewegte auch die Lippen, ein Wort drang nicht hervor.

»Wir haben doch geträumt, nicht wahr?« Susannes Stimme zitterte.

»Sag, daß wir geträumt haben.«

»Nein…«

»Dann ist sie…ist sie…?«

Silvia nickte. Sprechen konnte sie nicht. Sie starrte auf das Wasser und glaubte abermals, den Kopf ihrer Freundin zu sehen und auch die Hand mit dem langen Messer.

Es war eine Täuschung. Ihr Unterbewußtsein spülte nur die schrecklichen Szenen wieder hoch.

»Was sollen wir denn jetzt machen?« fragte Susanne. Sie hatte der Schock am stärksten getroffen.

»Nichts können wir tun. Wir müssen weg und die Polizei benachrichtigen. Die soll suchen.«

»Und wenn Angelika kommt?«

Silvia schaute ihre Freundin, die diese Frage gestellt hatte, sekundenlang starr an. Ihr Gesicht verzog sich, als sie flüsternd erwiderte: »Sie kommt nicht mehr, deine Angelika. Sie kann nicht mehr kommen, verstehst du das? Sie ist tot! Tot, einfach tot!«

»Nein, sie…«

»Doch!« schrie Silvia. »Tot! Begreife das endlich? Angelika kann nicht mehr kommen.«

Da begann Susanne zu weinen. Sie drückte ihren Körper vor und klammerte sich an ihrer Freundin fest. Den Kopf preßte sie gegen Silvias Schulter.

Und Silvia blieb stehen. Ihr Gesicht war ausdruckslos und kalkweiß. Mit leerem Blick schaute sie über Susanne hinweg auf das dunkle Wasser, wo diese grausame Tat passiert war.

Auch für sie war es unbegreiflich, aber sie war eher bereit, sich mit den Tatsachen abzufinden. Ein im Wasser lauernder Killer hatte Angelika Scherschel erwischt, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Ein Zurück würde es nicht geben.

Und während sie auf das Wasser schaute, wobei sie auch den hellen Schaum der anrollenden Wellen sah, entdeckte sie etwas Dunkles zwischen ihnen.

Zunächst dachte sie an ein Stück Holz, bis eine Welle den Gegenstand hochspülte und auf den feinen Sand drückte. Da erkannte Silvia den Körper.

Es war Angelika Scherschel!

Die tote Angelika!

Bevor Silvia genauer hinschauen konnte, rollte eine Welle heran, glitt unter den Körper, hob ihn hoch und schwemmte ihn wieder ein Stück nach hinten.

Das Spiel wiederholte sich einige Male, bis das Wasser es geschafft hatte, die Leiche so weit auf den schmalen Strand zu spülen, damit sie liegenblieb und auch nicht mehr zurückgeholt werden konnte.

Bisher hatte nur Silvia die Tote gesehen. Und sie faßte sich ein Herz, denn sie wollte sich den Leichnam genauer anschauen. Dabei drückte sie ihre Freundin nach hinten, entschuldigte sich und schritt mit zögernden Bewegungen auf die Tote zu.

Einen Meter davor blieb sie stehen, senkte den Blick und preßte ihre Hand gegen die Lippen. Der Unbekannte hatte gewütet, und jeder Stich war ein Treffer gewesen.

Silvia konnte nicht mehr. Sie warf sich auf dem Absatz herum, rannte auf die wartende Susanne zu, packte sie an der Schulter und hetzte mit ihr dorthin, wo der Weg begann, der auch hoch zur Straße führte. Wie die beiden Mädchen es geschafft hatten, die Straße zu erreichen, wußten sie selbst nicht zu sagen. Als sie oben waren, kam die schreckliche Reaktion. Da mußte sich zuerst Susanne übergeben, danach Silvia.

Sie standen am Straßenrand, naßgeschwitzt, mit ihren Nerven am Ende und sahen auch die Lichter der vorbeifahrenden Wagen.

Niemand hielt an.

Die beiden Mädchen wollten nach Cala Millor. Dort gab es eine

kleine Polizeistation, da würde man ihnen bestimmt helfen können.

Nach ein paar taumelnden Schritten schon stöhnte Susanne auf. »Ich kann nicht mehr«, würgte sie. »Mein Magen, ich…«

»Weiter, weiter!« schrie Susanne. Auch sie wurde noch immer vom Grauen geschüttelt.

Vorn Meer wehte der Wind. Kühl fächerte er um ihre Köpfe, trocknete den salzigen Schweiß und auch die Tränen.

Die beiden Mädchen wußten nicht, wie lange sie schon unterwegs waren, aber die Lichter von Cala Millor schienen kaum nähergekommen zu sein. Zudem verschwammen sie vor ihren Augen. Das Blut rauschte in ihren Köpfen. Und da waren plötzlich Scheinwerfer, die vor ihnen zu grellen Lichtern explodierten, wobei sie im nächsten Augenblick das harte Kreischen radierender Räder auf dem Asphalt vernahmen.

Ein Wagen hatte angehalten.

Stimmen klangen auf.

Das alles war ihnen egal. Sie merkten nicht einmal, daß sie von starken Armen aufgefangen wurden…

***

José Bexiga hatte sich tapfer gehalten. Zunächst weinte er, als ich ihm mit leisen Worten berichtet hatte, wie sein Vater ums Leben gekommen war. Dann aber flammte so etwas wie harter Trotz in ihm auf, denn nun wollte er es wissen. Er akzeptierte auch, daß es zwischen dem Tod seines Vaters und El Diablo einen ursächlichen Zusammenhang gab, denn er selbst war in diesem Ort mit den alten Geschichten und Legenden groß geworden.

Anders der junge Deutsche.

Markus Küppers wollte es nicht akzeptieren. Er redete immer dagegen, und ließ seinem Ärger freie Bahn.

Das machte uns nichts.

»Und Sie müssen es beweisen«, erklärte er.

»Das werden wir auch«, sagte ich, schaute José dabei an, und der nickte.

»Wir fahren zu meinem Großvater«, erklärte er. »Der kann Ihnen viel mehr sagen.«

Wenig später hatten wir das Hotel verlassen. Jetzt brauchten wir nur noch einen Wagen aufzutreiben, denn sein Großvater befand sich im Nachbarort Cala Bona, wo es auch einen Hafen gab, und dort feierten die Fischer in dieser Nacht ein Fest.

Einen Autoverleih gab es auch. José wollte sich um einen Wagen kümmern. Er nahm Markus Küppers mit, während wir vor dem Hotel warteten.

Suko und ich sahen nur fröhliche, aufgekratzte Menschen, die es

genossen, auch in der Nacht noch vor den Lokalen und Bars zu sitzen, wobei sie die kalten Getränke schlürften.

»Glaubst du an eine Rückkehr dieses Monstrums?« fragte mich Suko.

»Ja.«

»Und wann?«

»Wenn der alte Fluch gelöscht worden ist, können wir vielleicht sogar in dieser Nacht damit rechnen.«

Mein Freund knetete sein Kinn. »Mal sehen, was sich da machen läßt. Ich bin in der richtigen Stimmung, um einen Piraten zu vernaschen. Was die Leute damals geschafft haben, das packen wir heute auch«, erwiderte er voller Zuversicht.

»Hoffen wir's.«

Ein Wagen rollte an den Straßenrand. Es war ein grüner R4, den José Bexiga ergattert hatte. »Kostet nichts!« rief er, als er die Tür aufstieß.

»Ich habe ihn von einem Bekannten bekommen.«

Suko und ich stiegen hinten ein.

»Wir sind in ein paar Minuten da«, erklärte José, als er startete. »Zu Fuß ist es allerdings zu weit.«

»Dann mal los!«

Diesen Teil von Cala Millor kannten wir noch nicht. Da reihte sich Bar an Bar. Dazwischen mal kleine Boutiquen, Discos, Andenken-Geschäfte.

Und überall befanden sich Menschen. Der Betrieb in der Hochsaison war in der Tat sagenhaft.

Nach dem Ort und auf freier Strecke wurde es dann ruhiger. Weniger Verkehr, kaum Fußgänger, hin und wieder mal eine Clique, die sich sehr schnell nach rechts zum Strand hin verzog, um vielleicht dort die Nacht noch heißer zu machen.

Der R4 schaukelte weiter. José war ein wilder Fahrer. Er prügelte den Wagen über die gerade Strecke, und die Reifen wirbelten den feinen Sand auf der Straße hoch.

Sie wölkten auch innerhalb der schmalen Scheinwerferstrahlen, und plötzlich hörten wir Markus Küppers schreien.

»Da sind doch zwei der Kichererbsen. Halt an!«

Vollbremsung. Wir wurden nach vorn geschleudert, prallten gegen die Rückseiten der Vordersitze, wirbelten wieder zurück, und waren froh, als der Wagen endlich stand.

Markus und José hatten bereits die Vordertüren aufgestoßen und jumpten aus dem Fahrzeug.

Zwei Mädchen waren auf die Straße getaumelt. Deshalb hatte José so hart bremsen müssen. Er kannte die beiden. Von Kichererbsen hatte er gesprochen, doch davon war in diesen Augenblicken nichts zu merken.

Den beiden Mädchen war das Kichern vergangen. Das Gegenteil war

der Fall. Man konnte sie als down bezeichnen.

Uns hatte ebenfalls nichts mehr im Wagen gehalten. Als Suko ausstieg, wankte eines der Mädchen rückwärts auf ihn zu und brach plötzlich zusammen.

Der Chinese griff rasch zu, fing die Kleine auf und schaute sich dabei unschlüssig um.

Danach bettete er sie an den Rand der Straße, wo der Boden leicht sandig war. Auch die Begleiterin war ziemlich fertig. Beide konnte man als nicht vernehmungsfähig bezeichnen.

Wir blieben neben ihnen hocken, und ich wandte mich an den jungen Spanier, um die Namen der Mädchen zu erfahren.

Die Antwort gab Markus Küppers. »Die mit den kurzen Haaren heißt Susanne Balz, die andere ist Silvia Wachowiak. Sie sind beide Deutsche.«

Ich runzelte die Stirn. »Kennen Sie die Mädchen aus Ihrer Heimat?«

»Nein, die haben wir erst hier kennengelernt.« Küppers hob die Schultern. »Wir hatten auch nichts mit ihnen im Sinn. Es war nur eine flüchtige Urlaubsbekanntschaft.«

»Aber Sie wußten genau, was die Mädchen in dieser Nacht vorhatten«, hakte ich nach.

»Ja, das stimmt. Sie wollten baden und hatten uns eingeladen mitzukommen.«

»Weshalb seid ihr nicht gegangen?« fragte Suko.

»Keinen Bock.«

»War da nicht noch eine dritte?«

Markus Küppers schaute zunächst José Bexiga an, dann Suko, bevor er nickte. »Angelika Scherschel.«

»Und die ist verschwunden.«

»Scheint so.«

Ich dachte nach. Irgend etwas mußte mit dieser Angelika Scherschel passiert sein. Und zwar etwas Schlimmes, sonst hätten wir ihre Freundinnen nicht so aufgelöst vorgefunden. Es ist immer riskant, außerhalb der normalen Strandflächen baden zu gehen. Man kennt die Gewässer nicht, und man kann in der Dunkelheit nichts sehen. Da gerät der Badende schon leicht in einen gefährlichen Strudel hinein.

»Vielleicht ist sie ertrunken?« vermutete Suko.

Diesen Gedanken hatte ich auch gehabt, wollte aber Genaues wissen und tätschelte die Wangen der Susanne Balz. Ich wollte sie wach bekommen und schaffte es auch. Sie öffnete die Augen, sah mich, ihr Blick schien plötzlich zu explodieren, dann wollte sie mit einem Ruck in die Höhe fahren, doch ich drückte sie wieder nach unten.

Schreien wollte sie ebenfalls. Meine Hand verschloß ihren Mund, während ich ihr eindringlich erklärte, daß sie keine Angst mehr zu haben brauchte.

Allmählich beruhigte sie sich wieder. Ich löste auch meine Hand von ihrem Mund und stützte sie ab, als sie sich aufrecht setzte. »Was ist denn geschehen?« wollte ich wissen.

»Tot«, hauchte sie und schluchzte. »Angelika ist tot.«

»Ertrunken?«

»Nein, nein. Man hat sie ermordet. Getötet. Mit einem Messer. Immer wieder.«

»Das war El Diablo!« José Bexigas Worte tropften in die Stille hinein, und wohl jedem von uns rann es kalt den Rücken hinab.

El Diablo!

Er hatte zugeschlagen. Obwohl ich keinen 100%igen Beweis hatte, ging ich davon aus.

Meine Gedanken wurden von den Worten des Mädchens unterbrochen.

Susanne redete von einer Hand und einem Arm. »Aus dem Wasser kam er. Er hatte das Messer, stieß zu, immer wieder…«

»Wo?« fragte Suko.

»In der kleinen Bucht…«

Der Chinese fuhr zu José Bexiga herum. »Kennen Sie die Bucht, junger Mann?«

»Ja, sie liegt versteckt unterhalb dieser Straße. Ein schmaler Weg führt hinunter.«

»John!« Suko nickte mir zu, und ich war einverstanden. Bevor wir losgingen, baten wir die beiden jungen Männer, bei den Mädchen zu bleiben, dann zischten wir ab.

Es war nicht einfach, sich in diesem Gelände zurechtzufinden. Wir hielten uns immer dicht am Straßenrand und suchten den Pfad, der in die Tiefe und zwischen die Felsen führte.

Suko besaß die bessere Spürnase. Er fand ihn auch, winkte mir kurz zu und war schon im nächsten Augenblick verschwunden.

Ich folgte meinem Partner. Sehen konnten wir kaum etwas. Das besserte sich allerdings, als der Pfad breiter wurde und wir in eine kleine Bucht hineinschauen konnten, die sehr malerisch lag.

Unsere Füße versanken in dem hellen, sehr feinkörnigen Sand, und wir sahen die schaumigen Wellen an den Strand rollen, während über uns ein dunkler Himmel lag, auf dem die zahlreichen Sterne wie glitzernde Tautropfen lagen.

Romantisch, malerisch und düster zur gleichen Zeit, denn aus dem Wasser schob sich ein Felsen, der die Form eines vorsintflutlichen Ungeheuers aufwies.

Er stand dort wie eine finstere Drohung, ein Signal der Warnung, und ich spürte, daß von diesem Felsen eine irgendwie nicht greifbare Gefahr ausging.

Genaueres konnte ich nicht sagen. Ich wußte auch keinen Grund, ich

nahm es halt einfach hin.

Suko war vorgegangen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und deutete nach vorn. Gleichzeitig drehte er seinen Kopf und sagte mit seltsam gepreßt klingender Stimme nur ein Wort.

»John!« Auch ohne es gesehen zu haben, wußte ich, daß Suko einen grausamen Fund gemacht hatte.

Ich ging zu ihm, und wir sahen den im hellen Sand liegenden Körper eines im bekleideten Mädchens. Daneben blieben wir stehen, schauten hinunter und schluckten beide.

Über eine Beschreibung der Leiche möchte ich hinwegsehen, für uns stand nur fest, daß hier jemand grausam gewütet haben mußte. Es kostete uns Überwindung, neben der Leiche knien zu bleiben und sie genauer anzuschauen.

Das waren Messerstiche!

Aber nicht nur einer, sondern zahlreiche. Es gab kein Pardon. Jemand hatte brutal gewütet.

El Diablo!

Ich hatte diesen Dämon oder Satansdiener noch nie in meinem Leben gesehen und war dennoch davon überzeugt, daß nur er und kein anderer sich dafür verantwortlich zeigte. Ein grausames Wesen, ein schlimmer Killer, vom Geist der Hölle getrieben, und er würde seine Macht ausbreiten wollen, dessen waren wir uns sicher.

Gemeinsam drückten wir uns wieder in die Höhe. Sprechen konnten wir nicht. Erst nach einer Weile fragte Suko: »Was meinst du, John?« Seine Stimme kratzte.

»Er hat ein Messer genommen.«

Mein Freund nickte. »Dann muß dieser verdammte Fluch gestoppt worden sein.« Der Chinese deutete auf das Meer. »Aber wo befindet er sich jetzt? Unter Wasser? Oder ist er schon längst an Land geklettert, um neue Greueltaten zu vollbringen?«

Ich hob die Schultern. »Wenn wir das wüßten, wäre es mir wohler. Aber ich liebe das Gefühl, daß er sich hier noch herumtreibt.«

»Wieso?«

»Vielleicht ist das seine Bucht.« Meine Hand beschrieb einen Halbkreis.

»Wäre doch möglich. Irgendwie erinnert mich dieser Flecken hier an eine alte Piratenbucht. Ich habe in den Abenteuerbüchern darüber immer viel gelesen, und gerade Piraten-Romane habe ich verschlungen. Dieser Halbkreis kommt mir so vor.«

»Meinst du, daß er sich noch unter..«

»Nicht, nicht mehr!« zischte ich Suko zu, denn am Felsen, um den Wasser hell schäumte, war mir eine Bewegung aufgefallen. Eine Gestalt erkannte ich.

El Diablo?

Die Gestalt stieg aus dem Wasser. Mit sehr eckigen, dennoch geschickten Bewegungen begann sie, den Felsen zu erklettern.

Wir standen da und schauten zu. Das Bild war gespenstisch, denn wir vernahmen keinen Laut. In völliger Ruhe lief die Szene vor unseren Augen ab, und dem Wesen gelang es, sich Schritt für Schritt immer höher auf den Felsbuckel zu schieben. Er benutzte nicht nur die Beine, sondern stützte sich auch mit den Händen ab, sein Schattenriß wirkte wesentlich dunkler als der Felsen. Dabei kam mir der Vergleich mit einem übergroßen Käfer in den Sinn.

Das mußte El Diablo sein!

Es gelang ihm, den oberen Buckel des Felsens zu erklettern. Dort verharrte er für einen Augenblick und schien zu einer Salzsäule erstarrt zu sein, bevor er seine Hände vom Gestein löste und sich langsam in die Höhe stemmte.

Suko und ich schauten gespannt zu. »Das gibt es doch nicht!« hauchte mein Freund. »Verdammt, das ist…«

Er schwieg, denn El Diablo, der Pirat des Teufels, drehte sich ganz langsam.

Wie eine Zeitlupenaufnahme kam uns diese Bewegung vor. Als wollte er es genießen, sich erst nur intervallweise zu zeigen, bis er die Drehung um 90 Grad geschafft hatte und er uns anschaute.

Die Distanz war relativ groß, hinzu kam die Dunkelheit, dennoch hatte ich das Gefühl, als würden sich unsere Blicke förmlich ineinander bohren.

Schweigend standen wir da. Suko und ich atmeten auch nur flach. Wir wollten uns durch nichts verdächtig machen, sprachen kein Wort, dennoch gab es zwischen dem Piraten und uns so etwas wie eine Kommunikation. Es war ein nicht sichtbarer Strom, der da zwischen uns herfloß, wobei wir beide spürten, daß wir zu Feinden geworden waren.

»Für eine Kugel ist die Entfernung zu groß!« zischte Suko durch die Zähne. Ich gab ihm recht.

Vielleicht wußte El Diablo das und präsentierte sich deshalb so stolz und in seiner ganzen Grausamkeit.

Zum erstenmal sahen wir das Mördermesser!

Bisher hatte er die rechte Hand ziemlich dicht an seinen Körper gepreßt gehabt. Nun aber spreizte er den Arm ab und drückte ihn langsam in die Höhe, so daß wir die Klinge sehen konnten.

Selbst bei dieser Entfernung war zu erkennen, welche Ausmaße das Messer besaß.

Unwahrscheinlich. Fast so breit wie ein Spatenblatt, an den beiden Seiten bestimmt tödlich scharf geschliffen, so schätzte ich das Köpfermesser ein.

Er drohte damit.

Die Spitze stach in die Luft, sie schien den düsteren Himmel aufreißen zu wollen, bevor der Unheimliche auf dem Felsen seinen Arm wieder bewegte und ihn nach unten in unsere Richtung drückte.

Jetzt wies die Klinge auf uns.

Ein seltsames Gefühl durchrieselte mich. Das Blut schien schneller durch meine Adern zu laufen, und auch Suko verspürte ein ähnliches Gefühl, das konnte ich ihm ansehen, denn er hatte die Augenbrauen gehoben und die Stirn gerunzelt.

»Was will er damit sagen?« flüsterte mein Freund.

»Daß er uns auch holen will!«

»Dann soll er kommen!« knirschte der Inspektor.

»Da wirst du kaum Glück haben.«

Die Überraschungen nahmen noch kein Ende, denn der Unheimliche tat etwas, womit wir wirklich nicht gerechnet hatten. Seine linke Hand war noch frei. Den Arm winkelte er jetzt an, er senkte seine Finger den Haaren zu, griff hinein und zog plötzlich seinen Schädel ab.

Wir waren sprachlos. Damit hätten wir nicht gerechnet. Wie andere Leute ihren Hut hoben, so nahm er kurzerhand seinen Schädel hoch, hielt ihn an den Haaren gepackt, zudem ein wenig von seinem Körper entfernt, und im nächsten Augenblick gellte uns sein satanisches Gelächter entgegen.

Es war grausam, unheimlich, schallend und auch siegessicher. El Diablo genoß in diesen Augenblicken seine Macht. Er war zurückgekehrt und ließ sich nicht aufhalten.

»Verdammt!« hauchte Suko. »Wie können wir dem nur an den Kragen!«

Ich verzog das Gesicht. »Das schaffen wir nicht so einfach. Wenn ich meinen Bumerang hätte, dann ja.«

»Mein Stab nützt mir auch nichts. Sobald ich das Wort Topar gerufen habe, erstarrt alles, aber die fünf Sekunden sind einfach zu kurz. Mist auch.«

Da brauchte ich meinem Freund nicht zu widersprechen. El Diablo konnte uns verhöhnen, er konnte uns verspotten und uns zum Narren halten. Solange wir am Ufer stehenblieben, war da nichts zu machen.

Die Überraschungen nahmen kein Ende. Plötzlich bewegte er seinen linken Arm. Er schlug damit einmal einen Kreis, der Kopf schwebte plötzlich über dem Wasser, und im nächsten Augenblick ließ El Diablo die Haare los.

Der Schädel fiel nach unten.

Wir hörten noch das Platschen, als er auf die Wasserfläche fiel und im nächsten Moment verschwunden war, wobei noch einige Spritzer in die Höhe flogen.

Kopflos stand er auf dem Felsen!

Noch hielt er die rechte Hand hoch und damit auch das verfluchte Köpfermesser.

Ein Zeichen des Sieges, ein Beweis seiner schaurigen Existenz, seiner Unsterblichkeit, die er erlangt hatte, und im nächsten Augenblick stieß er sich ab.

Ein wenig nur krümmte er seinen Körper, der danach einen Bogen beschrieb und kopflos der Wasseroberfläche zuglitt. Zuerst tauchte das Messer ein, dann verschwand auch El Diablo, und wir standen wie die Ölgötzen am Ufer, ohne irgend etwas unternommen zu haben. El Diablo hatte uns reingelegt und seine Macht demonstriert.

»Das ist seine Bucht«, erklärte Suko und nickte heftig. »Wenn wir ihn packen können, dann nur hier.« Noch während er sprach, trennte er sich von seiner Hose. Auch das Hemd zog er aus. Die leichte Jacke lag längst am Boden, aber der Chinese war noch bewaffnet, als er auf das Wasser zulief. Bevor die Wellen seine Füße umspülten, schaute er sich fragend zu mir um. »Willst du nicht auch kommen?«

Ich zögerte keinen Augenblick mehr. »Und wie«, sagte ich…

***

In Windeseile hatte auch ich mich ausgekleidet. Meine Klamotten flogen im hohen Bogen davon. Ich stürmte auf die anrollenden Wellen zu, in denen Suko bereits verschwunden war und ich nur noch seine Schultern erkennen konnte.

Das Wasser war herrlich. Für einen winzigen Moment hatte ich das Gefühl von Urlaub, von Freiheit, von einem herrlichen nächtlichen Bad unter einem sternenklaren Himmel, dann dachte ich wieder an den verdammten Zombie mit dem Köpfermesser, und ein kalter Schauer rann über meinen Rücken, als ich im Bogen nach vorn hechtete, wobei ich mit ausgestreckten Armen und kopfüber in die Flut eintauchte.

Sofort bewegte ich mich mit kräftigen Schwimmstößen voran, nachdem der Grund unter meinen Füßen verschwunden war. Das warme Wasser spülte meine Haare hoch, ich hatte die Augen nicht geschlossen und starrte in die dunkle, doch irgendwie gläsern wirkende Tiefe des Wassers hinein. Irgendwo in der Dunkelheit lauerte auch mein Gegner, dem ich ohne Beretta, aber mit Dolch und Silberkreuz entgegentreten wollte.

Dolch gegen Messer!

Wer war stärker?

Vier Augen sehen mehr als zwei, deshalb war ich heilfroh, daß mein Partner Suko in der Nähe schwamm. Als ich auftauchte, sah ich ihn etwa zehn Yards entfernt. Er schaute sich um und trat Wasser.

Ich prustete ein paarmal und spuckte auch. »Hast du was entdeckt?« rief ich ihm zu.

»Nein!«
»Wenn er angreift, dann aus der Tiefe!«
»Das befürchte ich auch.«
»Gut, dann gehe ich runter«, sagte Suko, spielte Ente und verschwand mit dem Kopf zuerst.
Ich blieb an der Oberfläche. Nicht sehr schnell schwamm ich auf den Felsen zu. Vielleicht hatte sich unser Gegner unter Wasser und im Schatten des Gesteins verborgen. Rechnen mußten wir mit allem.
Wahrscheinlich hatte auch er angenommen, daß wir nicht am Ufer stehenblieben und ihn verfolgen wollten.
Er wollte den Tod bringen, eine mordgierige Bestie war er, gnadenlos, und er setzte sein Messer ein, wie er es auch als Pirat getan hatte. Suko blieb ziemlich lange unter Wasser. Ich machte mir schon Sorgen, als er schräg links vor mir auftauchte. Die Distanz zwischen uns war größer geworden.
»Zu dunkel da unten, John!« Er schaute sich um. »Wir hätten eine Lampe nehmen müssen.«
»Willst du zum Felsen?« fragte ich ihn, weil er genau in die Richtung schaute.
»Ja.«
Ich hatte nichts dagegen. Während ich auf der Stelle blieb und Wasser trat, kraulte Suko mit weit ausladenden Bewegungen auf den großen dunklen Klotz zu.
Wohl war mir nicht bei der Dunkelheit. Wir hatten leider keine Röntgenaugen und konnten unter Wasser deshalb nichts sehen. Dabei mußten wir mit einem Angriff rechnen, und unserem Gegner würde es auch gelingen, sich lautlos heranzuschleichen.
Suko erreichte den Felsen, drehte sich dort und winkte mir beruhigend zu, bevor er damit begann, auf den hohen Stein zu klettern. Von dort oben besaß er einen besseren Überblick.
Ich blieb zwar auf der Stelle, aber ich schaute mich auch um, denn unser Gegner sollte mich auf keinen Fall überraschen.
Suko kletterte noch. Ich hörte sogar sein Schimpfen, weil das Gestein glatt war, und dann passierte das, womit ich im Traum nicht gerechnet hatte.
Vielleicht zwei Körperlängen entfernt, sah ich einen Gegenstand dicht unter der Oberfläche des Wassers treiben. Der Gegenstand besaß eine runde Form und schien leichter als das Wasser zu sein, denn sonst wäre er versunken.
Er schwamm nicht nur gerade, sondern drehte sich dabei immer wieder um die eigene Achse, so daß ich des öfteren in sein Gesicht schauen konnte. Schon beim ersten Blick hatte ich es erkannt.
Es war die Fratze des Piraten El Diablo!

***

Vor Schreck vergaß ich, weiterhin Wasser zu treten. Ich sackte unvorbereitet in die Tiefe.

Zwei rudernde Armbewegungen brachten mich wieder an die Oberfläche, und jetzt sah ich den Schädel dicht vor mir. Er war fast zur gleichen Zeit aus dem Wasser gestoßen wie ich. Ein abgrundtief häßliches Gesicht starrte mich an. Lappige, feuchte Haut, aufgedunsen, weich und dennoch an altes Leder erinnernd. Die Schnittstelle, an der man vor langer Zeit den Kopf vom Rumpf abgetrennt hatte, lag glatt vor mir. Ich sah die weit aufgerissenen Augen, den offenen Mund, in den das Wasser hineinschäumte, und ich sah auch, daß er sich bewegte.

Worte drangen nicht aus ihm hervor, nur gurgelnde Geräusche, und das Meerwasser sprühte mir als Schaum entgegen.

Noch steckte mein Dolch in der Scheide. Aber nicht mehr lange. Als ich den Griff in der Hand hielt, warf ich mich sofort nach vorn und stach zu.

Ich hatte auf die Kopfmitte gezielt, denn ich wollte diesen häßlichen Schädel mit einem Stich zerstören, doch er war so schnell, daß ich ihn verfehlte.

Wie ein Blitz drehte er sich und hüpfte zur Seite, wobei er mich an einen Korken erinnerte, der auf den Wellen schwamm.

Ich nahm die Verfolgung auf und war sicher, schneller als der Schädel zu sein. Die Kraulbewegungen brachten mich ziemlich nahe an ihn heran.

Noch ein gewaltiges Vorschnellen meines linken Arms, dann klatschte meine Hand auf die nassen, aneinanderklebenden Haare, die ich zwischen meine Finger drehte und den Kopf nicht losließ. Ich riß ihn zu mir heran.

In den nächsten Sekunden merkte ich, wie sich dieser Kopf bewegen konnte. Er drehte sich in meiner Hand, der Mund entließ Töne und schrille Schreie, vor seinen lappigen Lippen sprühte das Wasser.

Schaumbläschen quollen aus dem Mund.

Eisern hielt ich fest, obwohl der Kopf mit aller Macht versuchte, sich aus meinem Griff zu drehen. Und es gelang ihm tatsächlich. Wenn die Haare nicht naß gewesen wären, hätte ich es vielleicht geschafft, so aber entwischte er mir und sank in die Tiefe.

Auch ich tauchte.

Nur schwach war er zu erkennen. Er bewegte sich seltsam hektisch voran, wobei er dorthin entkommen wollte, wo der Felsen aus dem Wasser ragte.

Ich war schneller, tauchte noch tiefer, befand mich plötzlich unter ihm und kam im nächsten Augenblick hoch.

Mit dem Messer.

Und das bohrte sich in den Halsstumpf. Der Dolch bestand aus Silber,

war dem Guten geweiht, besaß große Kräfte, und er verschwand fast bis zum Heft in der Masse, so hatte ich den Schädel aufgespießt, der nun zu spüren bekam, daß seine dämonische Existenz nicht ewig dauern konnte.

Der Kopf verging — aber er kämpfte. Auf der Klinge begann er zu tanzen, drehte sich dabei und versuchte mit aller Macht, sich wieder zu lösen.

Ich hatte vor dem Tauchen nicht tief genug einatmen können und mußte wieder in die Höhe, um nach Luft zu schnappen. Wasser drang in meinen Mund, und ich keuchte.

Aber der Schädel steckte noch immer auf der Klinge. Ich hatte den Dolchgriff eisern festgehalten, schwamm wieder über Wasser und schaute zu, wie der Kopf allmählich zerbrach.

Von der Stirn bis zum Halsstumpf und genau zwischen den Augen entlang führend zog sich ein Riß breit wie ein Finger. Und er wurde von Sekunde zu Sekunde größer, denn die beiden Hälften wollten zu unterschiedlichen Seiten hin wegkippen.

Eine nach links, die andere nach rechts. Dabei war auch der Mund aufgerissen, und die Lippe erwischte es ebenfalls, denn die lappigen Fetzen wurden gespaltet.

Es war ein schauriger Vorgang, dem ich zuschaute, aber ich hielt mich eisern und wartete so lange, bis der Kopf zerbrochen war.

Die beiden Seiten kippten plötzlich weg. Das dabei entstehende Knirschen übertönte selbst das Klatschen der Wellen, ein häßliches Geräusch, als würde etwas zerreißen.

Eine kleine Welle rollte heran, schwemmte auch über meinen Arm, spülte unter den Schädel, bekam ihn zu packen und schob die beiden Hälften kurzerhand weg.

Ich schaute wieder auf die leere Dolchklinge.

Während ich das Wasser trat, blickte ich in die Tiefe. Dort verschwanden die beiden Schädelhälften. Sie wurden praktisch vom Wasser aufgesaugt, und ich konnte ihren Weg nur ein Stück verfolgen, weil mir das Wasser sehr schnell die Sicht nahm.

Hatte ich es geschafft? War dieser El Diablo jetzt vernichtet? Ich hoffte es stark, doch irgendwie blieb ein Restgefühl zurück, das mir sagte, es nicht gepackt zu haben.

So einfach machte es uns kein Dämon.

Ich drehte mich auf der Stelle, weil ich zum Felsen schauen wollte, wo sich Suko noch befand.

Dort sah ich ihn auch. Seine Gestalt hob sich vor dem dunkleren Untergrund ab, er schaute über das Wasser, und ich winkte ihm zu, damit er mich auch sah.

Suko sah meine Gesten, er winkte auch zurück, aber er meinte nicht mich, sondern deutete an mir vorbei, weil er mir etwas zeigen wollte.

Seine Bewegungen waren sehr hektisch, ich wußte erst nicht, was er damit meinte, schließlich drehte ich den Kopf, blickte selbst in die Richtung und erschrak.

Dort kam etwas!

Ein gespenstisches Bild bot sich meinen Augen, denn aus dem Wasser ragte eine Klinge.

Es war das Köpfermesser!

Fast hätte ich vergessen, mich zu bewegen, so sehr hatte mich der Schreck erfaßt, denn das, was ich zu sehen bekam, war wirklich unheimlich. Die Klinge wurde unterhalb der Wasserfläche festgehalten.

Mit der blanken Breitseite schnitt sie durch die Flut, und sie erinnerte mich an die dreieckige Flosse eines Hais.

Jegliche Illusion wurde mir genommen. Ich hatte den Köpfer noch längst nicht gestellt. Nein, nicht einmal einen Teilsieg hatte ich errungen. Ein Kopf war harmlos. Der Torso aber, der wollte killen.

Und er zog seinen Kreis enger…

***

Oben auf der Straße schaute Markus Küppers auf seine Uhr.

»Verdammt, die kommen gar nicht mehr zurück.«

Nach dieser Bemerkung warf ihm José Bexiga einen besorgten Blick zu.

»Meinst du, daß es sie erwischt hat?«

»Kann doch sein.«

»Glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Das sind zwei Männer.«

Küppers stand von dem Felsen auf, wo er Platz genommen hatte, und strich sein Haar zurück. »Denk daran, was die beiden Kichererbsen erzählt haben. Ihre Freundin ist erstochen worden. Brutal gekillt. Ohne Gnade. Vielleicht hat dieser Killer das auch mit den Männern gemacht.«

»Dazu hätten sie ins Wasser gehen müssen.«

»Vielleicht sind sie reingelockt worden.«

José Bexiga schüttelte den Kopf. »Ich kann das alles nicht glauben, was du mir da unter die Weste schieben willst. Aber die beiden hatten insofern recht, daß sie zu meinem Großvater wollten.«

»Und was hat der damit zu tun?« fragte Markus.

»Der kennt sich aus.«

Küppers grinste. »Viele glauben daran, den großen Durchblick zu haben. Zum Beispiel mein Freund Frank Wick aus Mönchengladbach. Der denkt das auch immer, und wenn unser Verein dann verliert…«

»Hör auf mit Fußball. Hier geht es um Mord.«

Markus hob die Arme und spreizte seine Hände. »Okay, okay«, sagte er leise. »Ich mache ja alles, was du willst.«
»Dann warte hier.«
»Wie?« Markus zog ein erstauntes Gesicht.
»Ja, du sollst hier auf mich warten.«
»Und weshalb?«
»Kannst du dir das nicht denken?«
»Nein, Mensch.« Markus wurde leicht sauer.
»Du mußt auf die Kichererbsen aufpassen, während ich losfahre und nach meinem Großvater Ausschau halte.«
»Was willst du denn mit dem?«
»Herholen«, sagte José. »Du hast doch gehört, daß die beiden Polizisten ihn sprechen wollten.«
»Ja, aber…«
»Kein aber. Die Sache eilt.« José Bexiga machte jetzt Nägel mit Köpfen.
Er schob Markus Küppers kurzerhand zur Seite, stieg in den R4 und haute die Türen zu. Bevor er startete, streckte er noch seinen Kopf aus dem Fenster: »Und gib auf deine Damen acht, Markus!«
»Ja, ja…«
»Bis gleich dann. Sag den Bullen, wenn ich noch nicht zurücksein sollte, daß ich mich beeile.«
»Wie du willst.«
José Bexiga startete. Der Auspuff röhrte wie ein liebeskranker Hirsch.
Schwarze Wolken krochen aus ihm hervor, ein paarmal spotzte noch der Motor, dann setzte sich das Gefährt schaukelnd in Bewegung und wurde von José so rasch beschleunigt, wie es nur eben möglich war.
Markus Küppers wandte sich wieder den zwei Kichererbsen zu. Susanne Balz und Silvia Wachowiak steckte zwar noch immer der Schock in den Knochen, aber sie hatten sich wieder ein wenig gefangen, hockten am Boden und lehnten mit ihren Rücken gegen die noch vom Tage warmen Felsen.
»Er ist weg?« fragte Silvia.
»Ja.« Markus kam zu ihnen. Neben Susanne ließ er sich nieder.
»Wann kommt er zurück?«
Markus sprach an Susanne vorbei. »Er sucht seinen Großvater, um ihn herzuholen.«
»Und dann?«
»Weiß ich auch nicht.«
»Hast du mal 'ne Zigarette?« fragte Silvia.
»Tut mir leid, bin Nichtraucher.«
»Auch das noch.«
»Ich will wieder nach Hause«, sagte Susanne leise, aber so deutlich, daß alle es hören konnten. Im ersten Moment reagierte niemand. Bis

Markus Küppers nickte. »Kann ich verstehen, daß ihr euren Urlaub nicht mehr weitermachen wollt. Geht mir auch so.«

»Willst du auch weg?«

»Nein, das nicht. Ich bin auch nicht unmittelbar betroffen. Wenn das mein Freund gewesen wäre, ehrlich, ich wäre auch verschwunden. Und zwar so rasch wie möglich.«

Susanne faßte nach seiner Hand. »Was machen wir denn, wenn er jetzt plötzlich kommt?«

Markus wurde ein wenig blaß. Mit dieser Möglichkeit rechnete er zwar nicht, er hatte jedoch darüber nachgedacht, aber sie weit von sich gewiesen, um sich selbst zu beruhigen. »Der kommt nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Ist doch klar. Der kann sich nur im Wasser bewegen.«

Susanne lachte ein wenig bitter auf. »Bist du dir da sicher?«

»Sehr sogar.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Diesem Unhold ist alles zuzutrauen. Du hättest mal das Messer sehen sollen. Fürchterlich, sage ich dir. Die Klinge war so lang wie dein Arm. Ich habe eine Angst gehabt, die ich nicht beschreiben kann.« Sie schüttelte sich, sagte nichts mehr, und auch die anderen beiden schwiegen, denn dieses Thema war ihnen verdammt unangenehm Keiner wollte so recht mehr darüber reden.

Auch Markus Küppers nicht. Er nahm der Reihe nach einige Steine auf und warf sie in den Sand neben der Straße. Dann schaute er auf die Uhr. Noch eine gute Stunde bis Mitternacht. Der Betrieb in den Orten würde weiter weitergehen, auch nach der Tageswende. Bis Cala Millor zur Ruhe kam, dauerte es noch. Erst in den Morgenstunden legten sich die letzten Nachtschwärmer lang. Die meisten Urlauber suchten das Vergnügen, und dies bis in den Morgen, wo sie dann wie tot in die Betten fielen und erst mitten am Tag aufstanden, um zum Strand zu gehen.

Ein ewiger Rhythmus, ein Gleichklang, der ihnen offensichtlich großen Spaß bereitete.

Auch Markus hätte sich daran gewöhnen können, wenn nicht dieser verdammte Mord passiert wäre.

Der Straßenverkehr hatte merklich nachgelassen. Die meisten Urlauber blieben in den Hotels oder Discos. Wenn Wagen vorbeirauschten, dann waren es welche mit offenem Verdeck und vollbesetzt mit jungen Leuten, die zum Fischerfest fuhren.

»Ob die nicht mehr kommen?« fragte Silvia plötzlich.

»Wen meinst du?«

Silvia schaute Markus Küppers an. »Die Polizisten und auch deinen spanischen Freund.«

»Gib ihnen noch eine Viertelstunde.« Silvia lachte. »Deine Nerven

möchte ich haben, ehrlich.«

»Vielleicht habe ich gar keine.«

»Alles nur Täuschung, wie?«

»So ungefähr«, gab Markus zu.

Sie schwiegen wieder, lauschten hinein in die Stille und hörten manchmal Klänge der Musik. Es war kühler geworden. Der Wind streichelte ihre erhitzten Körper. Den Schweiß hatte er längst getrocknet, aber wenn sie an die schrecklichen Ereignisse dachten, dann wurde ihnen doch sehr warm, und sie schüttelten sich, wobei die Mädchen die größte Angst hatten.

»Was war das?«

Voller Angst hatte Susanne die Worte ausgestoßen. Sie drehte sich auch zu Markus Küppers um und starrte ihn an. »Du hast das doch auch gehört, oder?«

»Was denn?«

»Das Geräusch!«

»Nein.«

»Und du, Silvia?«

Die Angesprochene verzog das Gesicht. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann…«

»Wieder!«

Nach diesem Wort waren die drei still und lauschten. Und diesmal merkten auch die beiden anderen, daß sich Susanne Balz nicht getäuscht hatte. Da gab es tatsächlich ein Geräusch, das nicht in diese Umgebung hineinpaßte.

Es war ein helles Klirren, als würde Metall gegen einen Stein geschlagen.

»Sollen wir mal nachschauen?« wisperte Silvia.

Ihr frommer Wunsch traf auf taube Ohren, denn auch Markus Küppers war von dem Vorschlag nicht gerade angetan. Er spürte eine gewisse Furcht. Wenn er daran dachte, daß dieser schreckliche Killer in der Nähe umherschlich, wurde ihm ganz anders.

Und wieder hörten sie das Geräusch. Ein helles Klingen, sogar sehr rhythmisch, und jetzt lauter klingend.

Das war in der Nähe!

Markus Küppers schluckte. Sein Blick glitt zwischen den beiden Mädchen hin und her. Sie hatten Angst. Ihre Gesichter leuchteten fahl in der Dunkelheit, und Markus sah ein, daß er sich auf die beiden nicht verlassen konnte.

Die Verantwortung lag allein bei ihm.

»Okay«, flüsterte er mit rauher Stimme, »ich schaue mal nach.« Noch während er sprach, drückte er sich in die Höhe, schaute zuerst nach rechts, wo die Straße nach Cala Bona führte, denn er suchte den R4 seines Freundes José. Wenn sie zu zweit waren, fühlte er sich besser,

aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Leer lag die Straße vor ihm. Nur in der Ferne sah er den Lichtschein, der wie eine Glocke über dem Ort schwebte.

»Das war hinter uns«, wisperte Silvia.

»Weiß ich.« Markus drehte sich um. Jetzt konnte er die Felsen direkt sehen. Wie schwarze Fratzen oder zu Eis erstarrte Gegenstände und Monstren sahen sie aus. Er hatte plötzlich das Gefühl, inmitten einer Mondlandschaft zu stehen, und obwohl die beiden Mädchen in seiner Nähe saßen, kam er sich einsam vor.

Allmählich nur tastete er sich voran. Er tauchte ein in die Schatten zwischen den Felsen und kam sich vor wie in einem Meer der Finsternis.

Sehen konnte er nichts.

Aber hören!

Und wieder erklang das Geräusch!

Dieses dünne, metallene Klacken, dazwischen ein hohes Singen. Er konzentrierte sich, lauschte und stellte fest, daß dieses Geräusch rechts von ihm aufgeklugen war..

Der Weg befand sich links.

Markus duckte sich. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden, vernahm abermals das Geräusch, ging wieder zwei Schritte, erreichte einen Felsen und sah im gleichen Augenblick etwas blitzen.

Sofort blieb er stehen und hatte auch die richtige Vermutung oder Idee!

Markus Küppers sollte sich nicht getäuscht haben. Als er seinen Kopf um eine Winzigkeit nach rechts drehte, da traf es ihn wie ein mörderischer Hammerschlag.

Vor ihm stand El Diablo!

Bisher hatte sich Markus Küppers gut gehalten und seine Angst hinter einer gewissen Lässigkeit versteckt, doch als er diesen Unhold vor sich sah, konnte er einen Schrei nicht mehr zurückhalten…

***

Mondlicht fiel als fahler Schein in die Bucht, traf nicht nur das Wasser, sondern auch die Klinge, die matt glänzte und sich mir in all ihrer Scheußlichkeit präsentierte.

Es war ein grauenhaftes Instrument. Zum erstenmal sah ich es aus der Nähe. Breit das Blatt. Die obere Seite nahe der Spitze ein wenig gebogen und mit der unteren zusammenlaufend.

Ein Köpfermesser!

Ich warf einen raschen Blick in Sukos Richtung. Mein Freund hatte mich ja gewarnt, und er wollte mich in dieser gefährlichen Lage nicht allein lassen.

Sein Körper spannte sich, er setzte zu einem Kopfsprung an und

tauchte eine Sekunde später in einem eleganten Bogen hinein in das warme Wasser der kleinen Bucht.

Jetzt sahen die Chancen besser aus.

Das Messer übte auf mich eine gewisse Faszination aus. Es durchschnitt die Fluten, der Kreis wurde sehr eng, und es geriet auch in meine Reichweite.

So wie mir mußte es jemandem ergehen, der von einem Hai umkreist wird.

Im nächsten Augenblick verschwand das Messer!

Bisher hatte ich es noch unter Kontrolle halten können. Nun aber wurde die Sache kritisch, denn unter Wasser war ich fast wehrlos und leichter anzugreifen.

Suko war inzwischen wieder aufgetaucht. Er holte tief Luft und verschwand.

Ich ging ebenfalls auf Tauchstation. Leider war es zu dunkel, aber ich sah einen Schatten und einen helleren Streifen, der sich in Bewegung befand und im Halbkreis auf mich zuglitt.

Er erwischte mich nicht. Wahrscheinlich hatte der andere es auch nicht gewollt, zudem schwamm Suko mit gewaltigen Stößen heran, und plötzlich drehte der Schatten ab.

Ich wollte hinterher, Suko ebenfalls, fast gerieten wir uns ins Gehege, dann zwang mich der Luftmangel an die Oberfläche.

Tief atmete ich ein. Suko erschien neben mir. Auch er holte Luft und schüttelte sich dann. Mir warf er einen fragenden Blick zu, den ich leider nur mit einem ebensolchen erwidern konnte.

»Der ist weg!« keuchte ich.

»Hast du die Richtung nicht erkannt?«

»Nein.«

Suko drehte sich. »Wenn mich nicht alles täuscht, ist er aufs offene Meer geschwommen.«

»Täuscht ist gut«, erwiderte ich. »Was will der da?«

»Keine Ahnung.«

»El Diablo will killen«, erklärte ich. »Der will töten. Und da braucht er das offene Meer nicht.«

»Denkst du an die Stadt?«

»Stärker jedenfalls als an das Meer, das kannst du mir glauben, Alter.«

»Dann laß uns zurückschwimmen.«

Der Vorschlag war am besten, und wir hatten es auch sehr eilig. Die Vorstellung, ein kopfloses, mordendes Ungeheuer in einen Ferienort wie Cala Millor zu wissen, war unheimlich und grauenvoll.

Es dauerte nicht sehr lange, da spürten wir bereits festen Boden unter den Füßen. Noch ein paar Schritten erreichten wir den Platz, wo unsere Kleidungsstücke lagen. Naß wie wir waren, streiften wir uns

die Sachen über. Auch unsere Berettas steckten wir wieder ein.

»Er hätte mich killen können«, sagte ich zu Suko.

»Und warum hat er es nicht getan?«

»Mein Kreuz?«

»Möglich.« Suko klopfte sich Sand von seinen Hosenbeinen. »Vielleicht denkt er auch an seinen Schädel, den du aufgespießt hast.«

»Und er lebt trotzdem weiter«, sagte ich.

»Das frage ich mich auch, wie das möglich ist.«

»Zunächst einmal möchte ich gern wissen, wo er sich jetzt verborgen hält. Der bringt es fertig und schwimmt unter Wasser bis nach Cala Millor…«

»Mal den Teufel nicht…«

Das an die Wand, sparte ich mir, denn wie auch Suko hatte ich den ängstlichen Schrei gehört, der über die Felsen unsere Ohren erreichte.

Für die Länge eines Gedankens blieben wir stehen, weil wir uns orientieren mußten, und beide gaben wir die Antwort zur gleichen Zeit.

»Das war an der Straße!«

»Die Mädchen!« zischte ich.

Wir starteten wie Rennläufer!

***

So etwas hatte Markus Küppers noch nie in seinem Leben gesehen.

Nicht einmal in einem Horror-Film, und davon hatte er sich schon manchen Streifen zu Gemüte geführt.

Als er das schwere Messer sah, dachte er an John Carpenters Erfolgsstreifen Halloween. In diesem Film hatte ein irrer Killer auch mit einer solchen Waffe gearbeitet.

Aber der in dem Streifen besaß wenigstens einen Kopf. El Diablo nicht.

Ein kopfloser Rumpf, ein Torso, stand vor dem entsetzten Markus Küppers, Arme und Beine waren vorhanden. Der Unheimliche mußte aus dem Wasser gestiegen sein, denn um seinen kopflosen Körper flatterten naß die Reste seiner uralten Kleidung.

In der rechten Hand hielt er das Messer. Markus konnte die Finger nicht sehen, denn sie verschmolzen in der Dunkelheit mit dem Griff der Waffe, er stierte nur wie hypnotisiert auf die breite Klinge, die so schrecklich getötet hatte.

Und nun stand er auf der Liste.

Sein Schrei war verweht. Er hörte hinter sich Schritte. Wahrscheinlich waren es die Mädchen, die nachschauen wollten, weshalb er so reagiert hatte, und Markus Küppers behielt zum Glück die Nerven. Er drehte den Kopf und schrie den beiden zu, so rasch wie möglich zu verschwinden, dann mußte er sich um den Unhold

kümmern, denn der ging auf ihn zu.

Er bewegte seinen rechten Arm. Mit der Breitseite der Klinge schlug er gegen einen Felsen.

Markus hörte das hell klingende Geräusch, das er zuvor schon vernommen hatte. Jetzt wußte er Bescheid, was es bedeutete.

Der Stich!

Markus Küppers sah die Klinge wie einen Hauch, der in seine Nähe geriet. Er sprang zurück, das Messer fehlte, wurde wieder nach unten gezogen und ratschte über den Felsen, wobei noch eine Funkenspur zur Seite flog.

Er stampfte weiter.

Diesmal ging der Unheimliche nicht so langsam, denn er wollte es zu einem Abschluß bringen. Zum Glück brachte Markus zwischen sich und seinem Gegner den Felsen, so daß er immer um ihn herumlaufen konnte und es El Diablo sehr schwer machte, ihn auch mit der langen Messerklinge zu erreichen.

Das packte der andere einfach nicht.

El Diablo konnte kein Geräusch ausstoßen, weil ihm der Kopf fehlte, so waren nur seine Schritte zu hören, die durch den Sand zwischen den Felsen schleiften.

Und das helle Geräusch, das entstand, wenn die Klinge über einen Felsen schleifte.

Kalt rann es über Markus Küppers Rücken. Er verkrampfte sich. Sein Blick fraß sich an der matt glänzenden Klinge fest. Für ihn war sie das absolut Böse, sie würde den Tod bringen, und er erinnerte sich an die Erzählungen der beiden Mädchen.

Seine Knie wurden weich.

Und dann sah er das Licht. Er hörte auch das Quietschen der Reifen, als ein Wagen hart abgebremst wurde, im nächsten Augenblick die schrillen Stimmen der beiden Mädchen, und auch das Organ seines Freundes José Bexiga war zu vernehmen.

»Der ist da, der ist da!«

Es waren wilde Rufe, die Markus vernahm, sich rasch umdrehte und das hüpfende Licht einer Taschenlampe sah, das näherkam und auch ihn erfaßte.

Es war José Bexiga, der die Lampe hielt. »Wo steckt ihr denn?« schrie er, leuchtete in die Runde und sah ebenso wie Markus Küppers überhaupt nichts.

El Diablo war verschwunden!

»Weg!« flüsterte Markus. »Er ist weg. Einfach verschwunden!«

»Und er war da?«

»Wenn ich es dir sage! Ich habe ihn gesehen, er hatte keinen Kopf mehr, nur das verdammte Messer…« Markus las Zweifel im Gesicht seines Freundes. »Du glaubst mir nicht, wie?«

José hob die Schultern. Bevor Markus ihn zurückhalten konnte, machte er sich auf den Weg zwischen die Felsen. Und er leuchtete mit der Lampe, hatte plötzlich etwas gefunden, denn Markus hörte ihn sprechen.

Sofort steigerte sich seine Angst. Das Herz schlug schneller, und im nächsten Augenblick umspielte ein erleichtertes Lächeln seine Lippen, denn er hatte auch die Stimmen der beiden anderen Männer identifiziert.

Es waren die Polizeibeamten, auf die José Bexiga gestoßen war. Was sie sagten, konnte Markus nicht verstehen, sie tauchten aber wenig später auf, und Markus stieß erleichtert seinen Atem aus.

José war aufgeregt. Der Lampenstrahl zitterte hin und her, traf auch mal das Gesicht des Deutschen, und Markus wurde geblendet.

»Mach doch das verdammte Ding aus!«

»Entschuldige.«

Drei Schatten kamen auf Markus Küppers zu, der sich erleichtert zurücklehnte und Kontakt mit einem Felsen bekam, an dem er sich abstützen konnte.

Im nächsten Augenblick spürte er eine starke Hand an seinem Arm. Der Mann, der ihn festhielt, war ich.

Markus schaute mir ins Gesicht. Ich sah die Angst in seinen Augen und wußte sofort und auch ohne seine Erklärung, daß er dem Grauen, sprich El Diablo, begegnet war.

»Ich habe ihn gesehen!« flüsterte Markus. »Verdammt, er stand vor mir, und er hatte das Messer, aber keinen Kopf. Ich…ich spinne doch nicht, oder glauben Sie mir nicht?«

»Wir glauben Ihnen.« Mein Freund Suko bestätigte durch ein Nicken meine Antwort.

»Können Sie sich das vorstellen?« flüsterte Markus. »Können Sie sich vorstellen, daß ein Mensch ohne Kopf…«

»Vorstellen können wir es uns«, erwiderte ich, »aber es ist kein Mensch, sondern ein Dämon.«

»Und der kann ohne Kopf existieren?«

»Ja, denn ich habe seinen Schädel zerstört.« Bevor Markus sich von seiner Überraschung erholt hatte und weiterfragen konnte, drückte ich ihn herum. Er verstand das Zeichen und ging in Richtung Straße.

Dorthin hatten sich auch Suko und José Bexiga gewandt. Sie waren nicht allein. Neben dem Wagen lehnten nicht nur die beiden Mädchen, sondern auch ein älterer Mann, der ein weißes Hemd trug und eine Hose, die unten an den Beinen ausgestellt war. Auf seinem Kopf saß eine helle Schiffermütze. Das Gesicht war zerknittert wie altes Papier, und José stellte uns den Mann als seinen Großvater vor, der sich nur in seiner Heimatsprache unterhalten konnte, so daß der junge Bexiga den Übersetzer spielen mußte.

Natürlich hatten wir zahlreiche Fragen an den alten Schiffer. Wir stellten sie, obwohl uns die Zeit im Nacken saß, denn wir wollten und mußten mehr über El Diablo wissen.

Wenn der alte Schiffer den Namen aussprach, dann schwangen Verachtung und Haß in seiner Stimme mit. Er schüttelte jedesmal den Kopf und ballte seine Hände.

Vom Tod seines Sohnes wußte er bereits, und als ihn José die Sache mit dem Testament erklärte, da nickte er heftig.

Danach sprudelte es nur so aus ihm heraus, und fast jedes Wort begleitete er mit wilden Handbewegungen. Der Mann hatte ein Temperament, an dem sich manch jüngerer ein Beispiel nehmen konnte.

Während der Schiffer erzählte, schwiegen wir. José würde uns den Sinn schon übersetzen.

Fast fünf Minuten redete der Mann so schnell wie ein Maschinengewehr, dann stoppte er seinen Redefluß, sank neben dem Wagen in die Knie, schüttelte den Kopf, schluchzte, preßte seine Hand vor die Augen und setzte sich auf die Kühlerhaube, während José seinem Großvater über die Wangen strich.

»Was hat er gesagt?« fragte ich den jungen Spanier.

»Er hat die Geschichte des Piraten erzählt.«

»Haben Sie die Worte noch behalten.« Er nickte und schluckte. »Natürlich, ich werde sie wiedergeben, denn es eilt.«

Auch José schien durch die Worte seines Großvaters erfahren zu haben, daß El Diablo killen wollte. Als er berichtete, legte er fast das gleiche Temperament in seine Worte wie der alte Fischer.

»El Diablo, der Pirat des Satans, hatte vor langer Zeit die Küste hier unsicher gemacht. Er war ein grauenhafter Tyrann. Mit seiner Mannschaft überfiel er die Boote der Küstenfischer und die der seefahrenden Kaufleute. Dabei ging er mit unvorstellbarer Grausamkeit vor, denn er hinterließ fast nie Überlebende. Am schlimmsten trieb er es mit den Kapitänen der überfallenen und gekaperten Schiffe. Er köpfte sie. Auf dem Vordeck wurden sie gefesselt hingestellt, die Mannschaft des El Diablo trat an, und mit einem gewaltigen Streich seines Messers trennte er dem Kapitän den Kopf vom Rumpf. Er sammelte die Köpfe sogar. In seinem Versteck stellte er sie auf, man hat es später gefunden, wie die Geschichte berichtet.«

»Und wer hat diese Bestie getötet?« fragte ich.

»Ein junger Mann namens Ramon Bexiga!«

»Ihr Ahnherr?«

»So ist es, Señor Sinclair, mein Ahnherr. Ramon hatte auf diesen Kapitän einen furchtbaren Haß, denn er hatte dessen Familie ausgerottet. Nur Ramon überlebte, er fuhr an diesem schrecklichen

Tage nicht zur See, sondern blieb zu Hause, da ihn eine Krankheit aufs Lager zwang. Aber er wurde wieder gesund, und er schwor dem Kapitän finstere Vergeltung. Das hatten zwar viele getan, aber Ramon Bexiga führte es durch. Er ging genau nach Plan vor, arbeitete sich Stück für Stück voran, und es gelang ihm, sich in die Mannschaft des Piraten einzuschmuggeln. Nach einer Kaperfahrt und während eines wilden Saufgelages geschah es dann. El Diablo war so betrunken, daß er neben dem Lagerfeuer zur Seite kippte und einfach einschlief, er selbst hatte nichts getrunken, da schlich er sich an den schlafenden El Diablo heran, zog das Köpfermesser und hieb ihm den Schädel ab. Mit dem Kopf in der Hand rannte er zum Meer und schleuderte den Schädel hinein. Zum Schluß aber soll der Kopf gelacht haben. Ob es stimmt, kann niemand mehr nachprüfen. Die Geschichte schreibt weiter, daß die Mannschaft des Piraten ihren kopflosen Führer fand. Sie warfen den Leichnam ebenfalls ins Meer. Die Mannschaft, jetzt ohne Führer, ging in eine Falle, wurde fast aufgerieben, und den Rest hängte man.«

Auch Suko hatte zugehört. Er fragte: »Wie war das denn mit dem seltsamen Testament?«

»Das geriet in den Besitz unserer Familie. Mein Ahnherr Ramon ging noch einmal in die Höhle. Allerdings Tage später. Er durchsuchte das Versteck und fand hinter einem losen Stein verborgen die Schriftrolle. Gleichzeitig das Testament des El Diablo. Er hat es gelesen und muß einen großen Schreck bekommen haben, denn die Worte bewiesen ihm, daß El Diablo einen Pakt mit der Hölle geschlossen hatte. Der Teufel garantierte ihm die Rückkehr nach dem Tod, dafür gab er dem Satan die Seelen der Menschen, die unter seinem Messer umgekommen waren, denn bevor er einen Kapitän tötete, schrie er eine magische Formel. Den Sinn der Worte verstand niemand, aber jeder wußte genau, was damit gemeint war. Die Seelen der Menschen sollten in der Hölle schmoren.«

»Weshalb hat Ramon das Testament nicht weggeworfen?« wollte ich wissen.

»Vielleicht wollte er die Nachwelt warnen. Auf jeden Fall blieb die Schriftrolle im Besitz unserer Familie« José räusperte sich. »Und das ist bis auf den heutigen Tage so geblieben, aber es existierte auch eine Warnung: Der Besitzer des Testaments würde sterben, wenn El Diablo zurückkehrt. Das ist mit meinem Vater geschehen.«

»Weshalb hat er die Schrift mitgenommen?«

José hob die Schultern. »Genau weiß ich das nicht. Auch mein Großvater nicht. Vielleicht dachte mein Vater, daß die Familie in London sicher war, aber der Fluch reichte leider bis dorthin, und die verdammte Schrift war schwarzmagisch aufgeladen.«

Das hatten wir leider bemerkt, denn wir waren Zeugen gewesen, wie

Pablo Bexiga starb.

»War das alles?«

»Ja, Señor Sinclair, das ist die Geschichte, wie sie mir mein Großvater berichtet hat.«

Ich nickte und berichtete nun, was uns widerfahren war. Auch diesmal übersetzte José und der alte Fischer bekam große Augen, als er hörte, daß ich den Schädel des Piraten vernichtet hatte.

»Und wo befindet sich der Körper jetzt?« wollte José Bexiga wissen.

»Das wissen wir leider nicht«, gab ich zu. »Wobei wir davon ausgehen müssen, daß er sich dorthin begibt, wo Menschen sind.«

»In den Ort!« sagte Markus Küppers.

»Genau.«

»Fragt sich nur, in welchen«, murmelte Suko. »Er hat ja die Auswahl zwischen Cala Millor und Cala Bona.«

Die Antwort kam von dem alten Bexiga.

»Cala Millor!« hörten wir ihn sprechen.

Ich fuhr herum. »Wieso?«

Wieder übersetzte José.

Der alte Mann nickte heftig. Dann redete er wieder sehr schnell, und sein Enkel lieferte die Erklärung. »In Cala Millor hat er seine Köpfe vergraben.«

»Die der Kapitäne?«

Ich erhielt eine positive Antwort. »Existieren die Schädel noch?« wollte ich wissen.

Auch die Frage bekam ich beantwortet. »Es gibt eine alte Höhle, in der er die Köpfe aufbewahrt hat.«

»Und die existiert heute noch?«

José Bexiga zog ein gequältes Gesicht. Er wollte nicht so recht antworten. Dann hob er die Schultern, drehte sich um und flüsterte mit seinem Großvater.

»Ob das alles stimmt?« wandte sich Markus Küppers an mich.

»Sie haben ihn doch auch gesehen.«

»Ja, ich kann es aber nicht glauben.«

»Und die Tote?« Als ich dies fragte, schaute ich an Markus vorbei und sah die beiden Mädchen im Hintergrund. Sie verhielten sich sehr still, sahen blaß aus, und ich wollte dafür Sorge tragen, daß sie so rasch wie möglich in Sicherheit gebracht wurden.

Schließlich wußte José Bexiga Bescheid. Er kam zu uns und seinem Gesichtsausdruck war zu entnehmen, daß er eine schlechte Nachricht für uns hatte.

»Die Höhle gibt es noch«, sagte er mit leiser Stimme. »Nur liegt sie nicht mehr frei. Im Laufe der Zeit hat man hier alles verändert. In der ehemaligen Höhle, befindet sich jetzt eine Disco.«

»Was?« rief ich.

»Ja, einer der heißesten Schuppen. ›Disco Magic‹ heißt das Ding. Da ist der Bär los, die Leute tanzen bis in den frühen Morgen. Für den Köpfer ideal.«

Mir kam fast der Magen hoch. Was man uns da gesagt hatte, das war schon ein Hammer.

Wir wußten, daß der Unheimliche ohne Kopf unterwegs war. Würde er auch in die Disco kommen?

Wahrscheinlich. Und wenn, dann wollten wir vor ihm da sein!

***

Es gab fünf Discotheken an der langen Straße in Cala Millor. Eine davon war die Disco Magic, seit Saisonbeginn der große Anziehungspunkt erlebnishungriger Touristen.

Magic. Das war schon ein Name, der die Massen anziehen konnte und es auch tat.

In dieser Disco trafen sich nicht nur jüngere Leute, auch ältere zählten zu den Gästen, denn außer heißer Musik gab es jeden Abend um Mitternacht die große Show.

Ein Magier war für die Saison engagiert worden, und er brachte durch seine Kunststücke Stimmung in den Laden.

Wer tanzen wollte, vor allem im Urlaub, der verzichtete gern auf gewisse Annehmlichkeiten, zu denen auch eine Klimaanlage zählte. Deshalb konnte man die Luft in der Disco fast schneiden, und der Stimmen-Wirrwarr war fast ebenso laut wie die heiße Musik, die aus zahlreichen Lautsprechern dröhnte.

Es waren stets die neusten Hits, die aus den Boxen dröhnten. Der Disc-Jockey hatte es verstanden, eine europäische Hitparade zusammenzustellen, so daß die Deutschen, die Engländer und auch die Einheimischen sich nie beklagen konnten. Da kam jeder einmal an die Reihe.

Kurz vor Mitternacht dröhnte einer der deutschen Erfolgsschlager durch die Discothek. Roland Kaiser sang: »Manchmal möchte ich gern einmal…«

Viele Urlauber wollten auch gern einmal, und niemand hatte etwas dagegen. Die Mädchen kamen, um angemacht zu werden, die Jungen wollten anmachen.

So manches Paar fand sich in der Disco und feierte weiter in den Hotelzimmern.

Der Höhlencharakter der Disco war unverkennbar. Wer die lange Treppe hinter sich gebracht hatte, gelangte an eine Eingangstür, die sich in zwei Hälften teilte. Wenn sie geschlossen war, zeigte sie das aufgerissene, bunt bemalte Maul eines finsteren Ungeheuers. Wurde sie geöffnet, so schwang das Maul nach links und rechts auseinander und der Besucher geriet in einen Schlund, denn die Wände, die den

Gang bildeten, zeigten ein tiefrote Farbe. Zu vergleichen mit dem Feuer der Hölle.

Auch die Tanzfläche war rot. Dafür sorgte ein aus der Tiefe strahlendes Licht, das in seiner gesamten Breite das Rund der Tanzfläche erfaßte, wobei unter dem dicken Glas noch künstliche Nebel wallten, so daß die Pärchen das Gefühl hatten, in den roten, mit Dampf erfüllten Schlund der Hölle blicken zu können.

Die lange Theke mußte natürlich auch originell sein. Dem Namen der Disco entsprechend, zeigte sie die Form eines großen Dreiecks, wobei die Platte ebenfalls dunkelrot leuchtete.

Innerhalb des Dreiecks arbeiteten drei Mädchen. Die Magic-Girls, wie sie von den Gästen genannt wurden. Sie trugen als Kleidung einen sehr knapp sitzenden Badeanzug in einem strahlenden Weiß, wobei zwischen Brust und Bauchnabel ein grellroter Teufelskopf leuchtete.

Die Magie fand sich eben überall wieder.

Und die Gäste kamen in Scharen. Jeden Abend war der Laden proppenvoll. Es war »in«, unter den roten Strahlen der heißen Leuchten zu tanzen und sich den genossenen Alkohol aus dem Leib zu schwitzen.

Die meisten Gäste waren nur leicht bekleidet. Viele kamen direkt vom Strand, sie trugen nur ihre Bikinis oder Blusen mit weiten seitlichen Armausschnitten. Auch die modernen Boxershorts fielen auf, und man kam so etwas von dem Flair der Insel Ibiza mit, wo es angeblich die schönsten Mädchen gab.

Um Mitternacht sollte die große Show beginnen. Sie dauerte jeweils eine halbe Stunde, und auch das Publikum wurde stets in die Show mit einbezogen.

Noch eine Viertelstunde bis zum Beginn. Auf der Tanzfläche drängten sich die Menschen. Beim Gesang des blonden Deutschen Roland Kaiser bewegten sich die Körper von Männlein und Weiblein nur langsam, man bekam zwangsläufig körperlichen Kontakt, und das zählte.

In der Tiefe unter der Tanzfläche wallten die Nebelschwaden. Sie drangen bis unter das Glas, verteilten sich dort und wurden zu roten Wolken, in die die Füße der Tanzenden fast hineintauchen wollten.

Die Disco gehörte einem Spanier. Er war der Chef, trug stets einen weißen, eng sitzenden Anzug, dazu Hemden, die fast bis zum Bauchnabel aufgeknöpft waren.

Er hielt sich immer an den Stellen der Disco auf, wo er den Überblick behielt und sofort eingreifen konnte, wenn es mal Streit gab.

Deutete sich größerer Ärger an, so holte er seine beiden Rausschmeißer, die eine Sache sehr schnell bereinigten.

Natürlich hatten auch José Bexiga und Markus Küppers gehört, was in der Disco jeden Abend los war. Die beiden deutschen Mädchen wußten ebenfalls Bescheid. Zwar hatte ihnen John Sinclair und Suko

eingeschärft, der Disco keinen Besuch abzustatten, doch die Neugierde der jungen Leute war größer gewesen, und so setzten sie ihren Plan in die Tat um, zu viert der Disco einen Besuch abzustatten.

Vor der Tür wollte Susanne noch einen Rückzieher machen. »Irgendwie habe ich Angst«, flüsterte sie.

»Ich auch«, gab Markus zu.

»Dann laß uns in eine andere gehen. Ins ›Tropical‹«.

»Aber da ist nicht so viel los!« wandte José ein.

»Stimmt. Aber dort sind wir unseres Lebens sicher!« Susanne schaute sich um und die anderen an, sie wollten von ihnen eine Zustimmung bekommen, doch Silvia und die beiden jungen Männer schienen von dem Vorschlag nicht sehr angetan zu sein. Sie schüttelte den Kopf.

»Also, rein!« sagte Markus.

»Und der Köpfer?« Silvia versuchte es jetzt auch.

»Glaubst du denn, daß er sich dorthin traut, wo so viele Menschen sind?« fragte José.

»Hier hat er sich früher schließlich zurückgezogen.«

»Wenn schon. Jetzt haben wir eine andere Zeit. Ich vertraue auch den beiden Polizisten, sie werden die Sache schon schaukeln. Zudem haben sie ja gesagt, daß auch sie dem Laden einen Besuch abstatten wollen. Da sind wir wenigstens an der Quelle.«

»Aber dein Großvater traut sich auch nicht rein!« hielt Susanne dem jungen Spanier entgegen.

»Der ist alt und haßt diesen modernen Kram. Das war nicht wegen El Diablo.«

»So kann man es auch sehen«, beschwerte sich Susanne.

Markus Küppers war es leid. »Was ist jetzt? Wollt ihr nicht oder könnt ihr nicht? Wir gehen auch allein, so ist das nicht.«

Die beiden Mädchen warfen sich noch einen Blick zu, und Silvia Wachowiak entschloß sich schließlich zu einer Antwort, indem sie nickte.

»Okay, dann gehen wir«, sagte auch ihre Freundin.

Wenig später betraten sie zusammen mit einer Clique junger Leute den Laden. Sofort umgab sie eine andere Atmosphäre. War es draußen relativ kühl gewesen, so traf sie die Luft in der Disco wie ein Hammerschlag.

Die Musik, der Lärm, die Stimmen, die Hitze, das rhythmische Stampfen der Rockmusik, all das bildete das Flair dieser Discothek. Hinzu kam das rote Licht, das ihre Gesichter übergoß und auch die Körper seltsam gespenstisch aussehen ließ.

Die beiden jungen Männer waren schon mehrmals in der Disco gewesen, die beiden Mädchen hatten bisher nur kurz hineingeschaut, sie fanden jedoch die Atmosphäre irre, wie sie selbst behaupteten.

»War also kein Fehler, der Magic einen Besuch abzustatten?« rief

José Bexiga laut.
»Nein.«
Man schaute sich um. Durst hatten sie, und sie kämpften sich bis zum Dreieck vor.
»Ich gebe einen aus!« rief Markus. »Was wollt ihr?«
»Sekt.«
Er bestellte vier Gläser. Als sie die beschlagenen Kelche in den Händen hielten, begann Susanne plötzlich zu weinen. Auch Silvia verzog die Mundwinkel.
»Was habt ihr denn?« fragte Markus Küppers.
»Kannst du dir das nicht denken«, schluchzte Susanne unter Tränen.
»Wir stehen hier herum und feiern, während Angelika vor knapp zwei Stunden getötet wurde. Das ist schon pervers.«
Susanne hatte mit ihren Worten ins Schwarze getroffen, auch die beiden Jungen senkten die Köpfe. Keiner wollte trinken, sie alle dachten wieder an die schrecklichen Ereignisse, die sie unter allen Umständen aus ihren Köpfen hatten verbannen wollen.
Markus hob die Schultern. »Stimmt schon, was du da sagst, aber davon machen wir Angelika nicht wieder lebendig.«
»Außerdem können wir ja nicht in schwarzer Kleidung herumlaufen«, stand ihm José Bexiga bei.
»Sollen wir denn tanzen?« Silvia wechselte das Thema.
Sie nippten an ihren Gläsern, denn jeder wollte sich vor einer Antwort drücken. Um sie herum detonierte und explodierte der Lärm, vermischt mit dem hämmernden Rock.
»Wenn ihr wollt«, meinte José.
»Ein schlechtes Gewissen habe ich schon«, gab Markus zu.
Schließlich übernahm Susanne die Initiative. »Los, kommt mit!« rief sie.
»Angelika wird es uns verzeihen. Sie wollte schließlich auch immer in diesen Schuppen.«
Fröhlich waren ihre Gesichter keineswegs, als sie auf die Tanzfläche zusteuerten. Obwohl das Rund ziemlich große Ausmaße besaß, war die ganze Fläche besetzt. Die zumeist jungen Leute bogen und drehten ihre Körper. Für sie konnte die Musik nicht laut genug sein.
Silvia tanzte mit José, während sich Markus Küppers um Susanne Balz kümmerte. Sie schlang ihre Hände um seinen Nacken, wobei sie sich gleichzeitig noch an ihn preßte.
Zum erstenmal spürte Markus den jungen Mädchenkörper sehr dicht an seinem. Susannes Gesicht lag an seiner Schulter. Sie war ziemlich klein, und Markus schaute über sie hinweg. Er betrachtete den Boden der Tanzfläche.
Er sah das Rot, und darunter die von unten hochsteigenden dicken Nebelschwaden, die sich an der Tanzfläche sammelten und sich dort

verteilten. Unheimlich und gespenstisch sah es schon aus, die Erfinder dieser Spielart waren sich sehr wohl der Wirkung bewußt gewesen, aber Markus Küppers sah noch mehr.

Er wollte es kaum glauben, schaute zweimal hin und war sich nun sicher, keiner Täuschung erlegen zu sein.

Innerhalb der Nebelschwaden bewegte sich etwas.

Eine Hand…

Und sie hielt ein Messer!

***

El Diablo war da!

Dieser Gedanke schoß Markus zuerst durch den Kopf. Der unheimliche Killer, der Pirat des Teufels, hatte seinen Weg in diese Disco gefunden.

Und zwar auf eine Art und Weise, die wohl niemand begreifen konnte, aber Markus Küppers hatte sich nicht getäuscht. Die Fantasie spielte ihm keinen Streich, denn der Unheimliche bewegte seinen Killerarm leicht hin und her, so daß die Messerspitze mal nach oben und im nächsten Augenblick wieder zur Seite wies.

Der Kopflose lauerte…

Als Markus dies klargeworden war, stoppte er in seinen Bewegungen.

Von einer Sekunde zur anderen schien er regelrecht einzufrieren. Das fiel Susanne auf.

»Was ist denn?« fragte sie.

Auch José und Silvia, die neben den beiden tanzten, waren aufmerksam geworden. Der junge Spanier schaute seinen deutschen Freund überrascht an.

»Sag doch was!«

Markus mußte erst schlucken. Dann löste er sich von seiner Partnerin und richtete seinen Blick nach unten, wo die Nebelschwaden wallten.

»Ich habe ihn gesehen…«

Er hatte nicht sehr laut gesprochen. In dem Lärm waren seine Worte fast untergegangen, aber die drei anderen hatten sehr wohl verstanden, was er meinte.

José Bexiga flüsterte: »Du meinst ihn?«

»Ja.«

Jetzt schauten alle vier in die Tiefe, aber der Unheimliche ohne Kopf war verschwunden. Nur noch der rote Nebel wallte träge unter der Tanzfläche.

José sprach das aus, was auch die beiden Mädchen dachten. »Hast du dich nicht getäuscht?«

»Nein, der war da.«

»Dann müssen wir Sinclair Bescheid geben.« José stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute sich um. »Der wollte doch kommen, aber in

der Nähe ist er auch nicht.«

»Vielleicht kommt er zur Schau.«

»Wenn es dann nicht mal zu spät ist.« Silvia holte tief Luft. »Ich meine, wir sollten…«

Was sie weiter vorschlagen wollte, blieb unausgesprochen, denn ein gewaltiger Tusch dröhnte aus allen Lautsprechern. Jeden Abend kündete er eine bestimmte Uhrzeit an und auch den Beginn der großen Magic Show.

Um punkt Mitternacht hatte Magiro seinen großen Auftritt. Die Musik hatte gestoppt, auch auf den Tanzflächen erstarrten die Pärchen. Jeder wandte sich der breiten Bühne zu, die im Hintergrund des Raumes aufgebaut worden war.

Dort erschien er!

Er kam, wie es seinem Image entsprach. Aus Nebelschleiern erschien er wie ein Geist, schwebte förmlich auf die Bühne, hatte beide Arme hochgerissen und nahm den Beifall der Gäste entgegen.

Wie Magiro mit bürgerlichem Namen hieß, wußte niemand. Es war auch egal. Die Leute wollten ihn und seine große Schau sehen, und sie kamen jedesmal auf ihre Kosten.

Der Grundfarbe rot entsprechend, trug Magiro auch sein Kostüm. Einen knallroten Smoking mit breitem Schalkragen. Die Jacke besaß ein weißes Futter. Dafür war sein Seidenhemd pechschwarz, und die vier Ketten, die um seinem Hals hingen, glänzten in einem matten Weiß.

Sein Haar war dunkel, in der Mitte gescheitelt und glatt bis an die Ohren gekämmt. Wer ihn anschaute, konnte ihn auch für einen Zigeunerfürsten halten, den Eindruck jedenfalls machte er.

Er kam auf die Bühne und hatte nichts. Nur sich selbst, wie er immer sagte. Bis dicht an den Rand trat er, verbeugte sich, kam wieder in die Höhe und hielt plötzlich einen gewaltigen Rosenstrauß in der Hand, praktisch aus dem Nichts gezaubert.

Ein Raunen ging durch die Menge. Vor allen Dingen die Frauen waren begeistert, und der Magier begann damit, den herrlichen Strauß zu zerpflücken. Er nahm die Rosen hervor und schleuderte sie einzeln in die Menge der Gäste.

Hände reckten sich. Jede Frau wollte eine Rose besitzen, und auch Silvia hatte Glück, weil José sprang und eine Blume zu fassen bekam, die er ihr sofort reichte.

Nach einigen Minuten begann die richtige Schau. Magiro trat vom Bühnenrand zurück, drehte dem Publikum sein Profil zu und schnippte zweimal mit den Fingern.

Was war ein Zauberer oder Magier ohne Assistentin! Auch hier erschien eine junge Frau, sehr knapp bekleidet, sehr tief der Ausschnitt und ein Lächeln auf den Zügen, das wie eingefroren wirkte.

Die blonden Haare hatte sie zu einer Turmfrisur hochgesteckt, die Lippen glänzten, als wären sie mit rotem Lack bestrichen worden, und sie schob einen Wagen vor sich her, auf dem mehrere quadratische Kästen standen.

Der Magier sagte kein Wort. Er lief hin zu seiner Assistentin und half ihr, die Kästen abzuladen. Er stellte sie übereinander. In der Höhe besaßen sie ungefähr die Größe eines Menschen und zum Publikum hin waren sie mit Glasscheiben versehen.

Magiro verbeugte sich, trat hinter die Kästen und stand plötzlich genau in ihnen, wobei er im nächsten Augenblick wieder vorn heraustrat, ohne die Scheiben eigentlich richtig berührt zu haben.

Gelassen lächelnd nahm er den Beifall der Gäste entgegen, um anschließend die Hand seiner Partnerin zu nehmen. Er führte die Blonde hinter die Kästen.

Im nächsten Augenblick stand sie innerhalb der Quadrate. Jeder Besucher, der in Richtung Bühne schaute, konnte sehen, daß sie lächelte.

Viele kannten die Schau schon, aber sie waren immer wieder gespannt, denn Magiro verstand es, sich nicht in seine Tricks schauen zu lassen.

Er trat hinter den Aufbau und schob ihn mitsamt des menschlichen Inhalts so weit vor, bis er sich nur einen halben Schritt vom Rand der Bühne entfernt befand.

Dort blieb er stehen.

Dumpfer Trommelwirbel setzte ein. Er kündigte den ersten Höhepunkt der Schau an.

Magiro drehte sich, verschwand nach hinten, wurde vom Nebel verschluckt, kam wieder vor und hielt ein langes Schwert in der Hand, dessen Klinge er mit Hilfe eines Biegetests prüfte, wobei er zufrieden nickte.

Dann schlug er zu.

Da der Trommelwirbel abgeklungen und es in der Disco auch sonst still geworden war, hörten die Zuschauer nahe der Bühne das Fauchen der Klinge.

Manche lächelten oder lachten leise.

Anders die vier jungen Leute. Sie konnten diesem Schwert und den Tricks nichts mehr abgewinnen, denn sie wußten genau, wie grausam die Wirklichkeit war.

Der Magier war mit seiner Schau noch nicht am Ende. Er trat dicht an den Aufbau heran und wirbelte die Klinge dicht über den obersten Kasten hinweg, bevor plötzlich eine künstliche Nebelwolke herbeiquoll, die den Magier und sein »Werkzeug« umhüllte.

Wieder erklang der Trommelwirbel.

Noch lächelte Magiro. Dann hob er den linken Arm, spreizte die

Finger, bewegte sie, und die Zuschauer wurden still.

Kein Laut war mehr zu hören. Konzentration!

Magiro schaute auf den Nebel, verharrte für einen Moment, dann schlug er wuchtig zu.

Den Zuschauern stockte der Atem. Jede Nacht geschah dies, es war einer der unheimlichen Augenblicke in der Schau des Magiers. Und ein jeder hörte den Laut, der entstand, als das Schwert gegen den Kasten hämmerte und hindurchschlug.

Es zerschlug ihn satt, da spritzte Glas, und eigentlich hätte die blonde Assistentin jetzt aus zwei Hälften bestehen müssen.

Das war nicht der Fall.

Völlig unverletzt setzte sie mit einem Sprung aus ihrem »Gefängnis«, lief auf den Rand der Bühne zu, verbeugte sich und nahm den Applaus der Zuschauer wie eine Droge entgegen.

Der Magier stand hinter ihr. Er lächelte, denn er wußte um die Wirkung seiner Schau. Lässig nahm er das Schwert, drehte es herum und schlug es nach unten.

Zitternd blieb die Klinge im Boden stecken.

Wieder brauste Beifall auf, und aus dem Hintergrund der Bühne quollen die künstlichen Nebelschleier weiter vor. Sie wallten träge heran, umgaben zuerst die Assistentin und anschließend den Magier wie einen Schutzmantel.

Doch etwas paßte nicht in das Programm. Aus den Nebelschwaden war ein seltsames Geräusch zu vernehmen. Ein metallen klingendes Klacken oder Rattern, das entsteht, wenn jemand mit einem harten Gegenstand vor irgendwelche Stäbe schlägt.

Klack, klack, klack…

Die Zuschauer hörten es, der Magier und dessen Assistentin ebenfalls.

Beide zeigten sich irritiert, denn diese Geräusche paßten überhaupt nicht in das. Programm.

So, jedenfalls sollte es nicht weiterlaufen. Magiro sah den etwas hilflosen Blick, den seine blonde Assistentin ihm zuwarf, er hob die Schultern, drehte sich um und erkannte innerhalb der Nebelschwaden die Umrisse einer Gestalt.

Im ersten Augenblick dachte er an einen Helfer, der ihm irgend etwas sagen oder überbringen wollte. Der Magier war schon im Begriff, ihn anzusprechen, als er stockte.

Trotz der schlechten Sicht war ihm etwas an diesem Mann aufgefallen und nicht geheuer.

Bei dem fehlte etwas.

Der Kopf!

Für einen Moment war auch der Magier irritiert. Das gehörte nun überhaupt nicht in diese Schau. Der Mann ging auf den anderen zu, um ihn anzusprechen und ihn zu fragen, was der Quatsch sollte, als

der andere seinen rechten Arm hochhob.
Etwas schien sich aus seiner Faust hervorzuschieben. Ein breiter Gegenstand, seltsam geformt und an einer Seite spitz zulaufend.
Ein Messer!
Für einen Moment hielt der Magier den Atem an. Er glaubte nicht mehr an einen Spaß. Da versuchte auch keiner, ihm die Schau zu stehlen, das Auftauchen des anderen war echt und gefährlich.
Er wankte näher, der Magier konnte ihn besser sehen, und er fragte sich auch, wie es möglich war, daß der andere keinen Kopf mehr besaß und welchen Trick er für diese Nummer benutzte.
Daß es kein Trick war, bemerkte er in den nächsten Sekunden, als der Kopflose einen Arm hob.
Noch umhüllte beide der Nebel. Selbst die Assistentin konnte nicht allzu viel erkennen. Sie war zurückgewichen, ihr Gesicht zeigte den Schrecken, und sie schaute nach vorn in die Schwaden hinein, wo die beiden Gestalten förmlich innerhalb der grauen Wolken zu verschmelzen schienen.
Eine hob den Arm — und auch das Messer.
Dann schlug der Unheimliche zu.
Es war ein pfeifender, mörderischer Hieb, routiniert ausgeführt und zielsicher.
Nur einmal brauchte der Pirat des Teufels zuzuschlagen. Er hatte getroffen und tötete seinen Gegner mit diesem glatten Schlag.
Unter den Augen zahlreicher Gäste geschah das Unbegreifliche, das Grauenhafte.
Der Magier verlor seinen Kopf.
El Diablo hatte ihn kurzerhand abgeschlagen, und die Menschen nahe der Bühne glaubten, irre zu werden, als der Köpf des Mannes über den Boden rollte.
Das war echt, keine Täuschung! Auch die Assistentin wußte, daß es kein Trick war.
Sie riß die Arme hoch und begann zu schreien.
Dieser schrille, sirenenhafte Ton jaulte durch die Disco und war gleichzeitig der Startschuß zu einer nie erlebten Panik…

***

In dem Augenblick betraten wir die Discothek!
Wir, das waren Suko und ich. Der alte Bexiga wollte nicht mit, er hatte es abgelehnt, diese modernen Schuppen und Sündenhallen zu betreten, wie er sie immer nannte.
Und wir hatten noch etwas getan. Die Polizei war von uns nicht informiert worden. Die Leiche der Angelika Scherschel konnte erst einmal am Strand liegenbleiben, wir würden uns später mit den zuständigen Stellen in Verbindung setzen. Für uns war der Pirat des

Teufels wichtiger. Wenn der tatsächlich zu einem Amoklauf ansetzte und wir durch irgendwelche bürokratische Maßnahmen Zeit vertrödelten, würden wir uns das Leben lang Vorwürfe machen.

Es war nichts passiert.

Cala Millor kochte zwar, doch in Urlaubslaune. Von einem kopflosen Killer hatten wir keine Spur entdeckt. Wir erreichten auch die Disco Magic, gingen hinein und hörten den ersten Angstschrei.

Suko und ich warfen uns einen knappen Blick zu. Beide dachten wir das gleiche. Hier war der Kopflose erschienen.

Die Umstände befanden sich nicht auf unserer Seite. Wir brauchten nur einen Blick in das Lokal zu werfen, um darüber Bescheid zu wissen. Da drängten sich die Menschen, bis zur Bühne gab es keinen freien Fleck.

Und dort war das Grauenhafte passiert.

Um eine genügend schaurige Untermalung zu bekommen, wallten dicke Nebelschleier über den Boden, die sich manchmal hochrollten, bis sie die Größe eines Menschen bekamen.

Nur schattenhaft sahen wir die Umrisse. Jemand lag am Boden, das konnten wir erkennen, und wir sahen schwach die Umrisse der Person, die geschrien hatte. Sie stand ebenfalls auf der Bühne. Zusammen mit einer zweiten Gestalt, die wir trotz des Nebels identifizierten, denn sie hatte keinen Kopf mehr.

»El Diablo!« keuchte Suko.

Der Schrei zeigte Signalwirkung. Er war nur der Anfang, denn im nächsten Augenblick pflanzte er sich fort, ausgestoßen von zahlreichen Kehlen, und besonders die Menschen, die dicht an der Bühne standen, gerieten in den Kreislauf.

Rufe des Entsetzens gellten durch die Disco. Jeder wollte plötzlich weg, und keiner wußte, wo sich der zweite oder der Notausgang befand. Wie eine Welle pflanzte sich die Panik fort, und die Welle rollte in Richtung Tür, wo wir standen. Natürlich erfaßte sie auch uns. Wir kamen plötzlich nicht mehr weg. Es gelang uns zwar noch, drei, vier Schritte nach vorn zu drängen, dann aber waren wir eingekeilt zwischen den schwitzenden Leibern der Gäste, die alle auf einmal die Disco fluchtartig verlassen wollten.

Suko und ich wurden auseinandergedrängt. Ich hörte meinen Partner noch schimpfen, sah ihn mit den Armen rudern, dann stemmte auch ich mich gegen die Woge aus Leibern und versuchte mit aller mir zur Verfügung stehender Kraft in Richtung Bühne zu gelangen, wobei ich auch an der Bar vorbei mußte, die sich als großes Dreieck in den Raum ausbreitete.

Es wurde verdammt kritisch.

Ich bekam Stöße, Schläge und Püffe ab, schaute in verzerrte Gesichter, weit aufgerissene Augen, aus denen die Panik leuchtete,

und versuchte die Menschen zur Seite zu drücken, um mir freie Bahn zu verschaffen.

Das war verdammt nicht einfach. Hatte ich zwei geschafft, drängte die doppelte Anzahl nach, und jeder schrie und brüllte. Es war für mich unmöglich, den Blick auf die Bühne zu richten, er wurde mir stets verwehrt, aber ich gab nicht auf.

Plötzlich erschien vor mir ein bekanntes Gesicht. Es gehörte José Bexiga.

Der junge Spanier hielt das Mädchen namens Silvia umklammert. Gemeinsam wollten sie weg.

Er hatte mich noch nicht gesehen. Erst als ich seinen Namen laut und deutlich schrie, wurde er aufmerksam und drehte sich herum. »Sinclair!« schrie er.

»Was ist los?«

»El Diablo hat den Magier getötet. Auf der Bühne.« Er wollte noch etwas hinzufügen, doch nachfolgende Leiber spülten ihn aus meiner Reichweite.

Ich hatte das Nachsehen und mußte allein weiter.

Die Hälfte der Distanz schaffte ich. Dabei verlor ich natürlich Zeit, die der andere nutzen konnte. Auch Suko würde sicherlich kaum durchkommen, und der unheimliche Köpfer konnte sich in aller Ruhe sein nächstes Opfer aussuchen.

Dann war es soweit. An der Bar konnte ich besser vorankommen. Ich drückte mich an einer Seite des Dreiecks entlang, trat in die Scherben zerbrochener Gläser und sah jetzt die Bühne nicht weit entfernt vor mir.

Auch die Masse der Menschen war nicht mehr so dicht. Die meisten befanden sich hinter mir.

Zwei Barmädchen, die sich schreiend an mich festklammern wollten, schob ich noch zur Seite, dann gelang es mir relativ leicht, den Rest der Strecke zurückzulegen.

Eine schmale hölzerne Trittleiter führte auf das etwas erhöht liegende Podest, wo sich der Nebel zum großen Teil verflüchtigt hatte. Seine Reste krochen noch immer wie feine Schleier über den Boden.

Vor meinen Füßen lag er.

Es war der Magier. Seine rote Kleidung schwamm in der Blutlache. Den Kopf fand ich ein Stück entfernt auf dem Bühnenboden liegend. Ich konnte einfach nicht hinschauen und dachte nur an El Diablo.

Er war verschwunden.

Von der Bühne war er nicht gesprungen. Er hatte sich also nicht unter das zum Ausgang rasende Publikum gemischt und mußte demnach woanders stecken.

Aber wo?

Ich überlegte blitzschnell, welche Möglichkeiten es da gab.

Wahrscheinlich war er in den Hintergrund der Bühne getaucht, wo es vielleicht einen weiteren Ausgang gab.

Da wollte ich auch hin.

Dann hörte ich Sukos Stimme. »John, warte!«

Ich drehte mich um und sah, wie mein Partner auf die Bühne kletterte. Er atmete schwer, schüttelte den Kopf und sagte: »Panikerfüllte Menschen sind schlimmer als Zombies. Untote kannst du noch zur Seite räumen, die anderen kaum.«

Ich nickte. »Okay, reden wir von etwas anderem. El Diablo!«

»Hast du ihn gesehen, John?«

»Nein, das ist es ja. Der hat sich nach diesem Mord verzogen!«

»In der Menge war er nicht.«

»Genau.« Ich schaute mich um. »Da muß es doch hintere Räume geben. Suchen wir da mal.«

Der Inspektor war einverstanden. Leider nahm uns der Nebel die Sicht.

Wir gerieten am hinteren Rand der Bühne gegen einen Vorhang aus dickem Stoff. Unsere Finger tasteten ihn ab, wir suchten die berühmte Lücke, fanden sie aber nicht.

Suko befand sich links von mir und suchte dort nach. Ich hörte ihn schimpfen, bevor er rief: »Okay, John, ich hab's.«

Er hatte es tatsächlich gefunden. Es war ein schmaler Spalt, durch den wir uns drückten und in die Räumlichkeiten gelangten, die hinter der Bühne lagen. Zunächst standen wir in einem Gang. Kahle Wände, zwei Türen, die offenstanden und mit vergilbten Stierkampfplakaten beklebt waren.

Suko schaute in den ersten Raum.

Ein leeres Büro lag vor seinen Augen. Ich hatte den zweiten unter die Lupe genommen. Auch dieser Raum wurde für eine Verwaltungsarbeit benutzt, er besaß allerdings noch eine Tür, und hinter ihr lag die Garderobe der Künstler.

An einem fahrbaren Ständer neben dem Schminktisch hingen noch die Privatsachen des toten Magiers.

Ich schüttelte den Kopf, verließ den Raum wieder und traf mit Suko im Gang zusammen.

»Wo kann sich die Bestie nur versteckt haben?« flüsterte der Inspektor.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht gibt es hier einen Geheimgang, der noch tiefer führt.«

»Ja, das ist möglich…«

Wir hörten Schritte aus Richtung Bühne. Sofort versteckten wir uns hinter den Türen. Durch einen Spalt konnte ich in den Gang schauen. Ich sah einen Mann, der blaß im Gesicht war, fürchterlich schwitzte und wie Espenlaub zitterte. Er trug einen weißen Anzug im Disco-

Schnitt, taumelte in den Raum und sah mich gar nicht, denn er hatte nur Augen für das beige Telefon auf dem Schreibtisch.

Ich räusperte mich.

Er hielt den Hörer bereits in der Hand. Ließ ihn, als er das Geräusch in seinem Rücken hörte, fallen und kreiselte herum, während er schon seine Faust auf die Reise schickte, um mich zu treffen.

Ich stand weit genug entfernt. Mit der anderen Hand griff er unter sein Jackett. Er zog ein Messer, und ich trat es ihm aus der Hand. Ehe er der Klinge nachstürzen konnte, fing er sich einen Schlag, der ihn zu Boden warf, wo er sich überrollte.

In diesem Moment betrat Suko den Raum, sah den Mann am Boden und stellte einen Fuß auf dessen Brust, damit der Knabe sich nicht erheben konnte.

»Bleiben Sie liegen«, sagte ich in meinem schlechten Spanisch.

Er rührte sich nicht, doch die Angst stand in seinen Augen. Ich beruhigte ihn zunächst, indem ich von der Polizei sprach. »Wir sind nicht die Killer.«

Der ängstliche Ausdruck aus seinen Augen verschwand. Ich nickte meinem Freund Suko zu, der das Zeichen verstand und seinen Fuß von der Brust des Mannes nahm.

Der Knabe im weißen Anzug stemmte sich hoch.

»Wer sind Sie?« wollte ich wissen.

»Miguel Santez.«

»Und?«

»Mir gehört der Laden hier.«

»Dann sind wir ja genau richtig«, meinte Suko. »Es geht um den Killer, mein Lieber. Wir haben ihn gesehen, wir wissen, wer er ist, und wir wollen von Ihnen nur erfahren, wo er sich versteckt halten könnte?«

»Wie?«

»Gibt es hier Verstecke?« präzisierte ich.

»Ja, einen Keller.«

»Wo?«

Mit der Daumenspitze deutete er zu Boden. Das hätte ich mir natürlich auch denken können. »Wie kommen wir dahin?« fragte ich ihn.

»Sie müssen durch die Klapptür?«

»Sonst gibt es keinen Zugang?«

»Einen alten Fluchttunnel. Er beginnt oder endet an den Resten der ehemaligen Stadtmauer.«

»Also doch. Kommen Sie, Señor, zeigen Sie uns den Weg in den Keller! Wir wollen den Killer.«

Santez nickte ein paarmal. Er lief an uns vorbei. Wir betraten wieder den Gang, wandten uns nach links und gelangten in eine kleine

Nische. Dort befand sich tatsächlich eine Falltür. Daneben stand das Metallgerüst eines Flaschenzugs.

Die Klappe war verschlossen. Suko hob sie hoch, und wir blickten in die Dunkelheit, aus der kein Geräusch an unsere Ohren drang.

»Es ist ein Lagerraum«, erklärte Santez.

»Gibt es Licht?« wollte Suko wissen.

»Ja, aber nicht sehr hell.«

Ich winkte ab. »Das macht nichts.« Man konnte auch über eine Eisenleiter in den Keller gelangen.

Suko machte den Anfang. Ich wandte mich noch einmal an Miguel Santez. »Sie bleiben hier!«

Er war einverstanden.

Danach verschwand auch ich in der Dunkelheit und wurde von meinem Freund in der Dunkelheit erwartet. Gemeinsam suchten wir nach einem Lichtschalter, fanden ihn auch, und es wurde heller.

Hell konnte man nicht sagen, denn unter der Decke leuchteten, durch rostige Fliegengitter geschützt, mehrere trübe Lampen. Ihr Licht fiel auch auf die großen Fässer, die sich innerhalb dieses Kellers befanden. Hier wurde Wein gelagert, und ein Stück weiter sahen wir die Kisten mit den Flaschengetränken.

Bier, Sekt, Mineralwasser und Fruchtsaft in großen Flaschen oder Ballons aus Glas.

Schritt für Schritt tasteten wir uns vor. Wir tauchten tiefer in den Keller, in dem es herrlich kühl war. Dieses unterirdische Gewölbe besaß eine gebogene Decke, die hin und wieder von Säulen abgestützt wurde.

»Das war wohl früher mal ein altes Versteck«, meinte Suko.

»Vielleicht noch aus der Maurenzeit.«

Gemeinsam blieben wir stehen. Wir hatten beide unsere Waffen gezogen, und zum erstenmal vernahmen wir Geräusche, die nicht in diesen Keller hineinpaßten.

Eine Stimme erklang.

Die Worte waren schlecht zu verstehen, ich verstand nur Brocken davon, aber ich erkannte die Stimme.

Auch Suko hatte sie identifiziert. »Das ist ja dieser Fischer.«

Es stimmt. Wir hörten den alten Bexiga reden, und ich schob mich so lautlos wie möglich weiter.

Suko blieb hinter mir. Als ich das letzte Weinfaß erreichte, suchte ich dahinter Deckung. Dabei stellte ich mich so auf, daß ich an der Rundung vorbei nach vorn schauen konnte.

Suko hatte ebenfalls Deckung gefunden. Nicht hinter einem Weinfaß, sondern hinter einem Stapel leerer Kisten, die fast bis zur Decke reichten.

Unsere Sicht war nicht besonders, wir starrten in ein Halbdunkel

hinein, doch bei genauerem Hinsehen erkannten wir dort eine schmale Gestalt.

»Die hat einen Kopf«, wisperte Suko.

Das war auch mir inzwischen aufgefallen. Um El Diablo konnte es sich dabei nicht handeln.

Wir sahen den alten Fischer. Er bewegte sich noch einen Schritt vor, so daß wir ihn besser erkennen konnten, und wir sahen jetzt auch, daß er etwas in der Hand hielt.

Als langes Rohr stach es aus seinen Fäusten hervor. Aber darum handelte es sich bestimmt nicht. Es war für mich zwar nicht genau zu erkennen, ich nahm jedoch an, daß es sich bei diesem Gegenstand um ein Gewehr handelte.

Damit hielt er den Körper in Schach.

Es war zweifelhaft, ob sich diese Gestalt überhaupt darum kümmerte.

Was konnte man schon mit einem lächerlichen Gewehr gegen sie ausrichten? Wahrscheinlich nichts.

Die nächsten Worte, die der alte Fischer sagte, mußte ich mir zusammenreimen, doch ich bekam den Sinn einigermaßen hin, auch weil der Mann ziemlich langsam sprach.

»Du bist zurückgekehrt!« hörten wir sein rauhes Organ, »doch du hast vergessen, daß auch hier ein Bexiga auf dich wartet. Nicht nur damals war es einer von uns gewesen, der dich zur Hölle geschickt hat, auch heute wird es so sein. Meinen Kugeln entkommst du nicht. Du sollst nicht mehr weiterleben, du Sohn des Teufels…«

Ich rechnete damit, daß der Fischer schießen würde, aber er zögerte noch. Ein weiterer Schritt brachte ihn erst näher an seinen Gegner heran, die Distanz mußte für ihn stimmen, und er hob ein wenig das Gewehr an.

Es war still geworden. Wir selbst atmeten flach, und ich überlegte krampfhaft, ob es sinnvoll war, jetzt einzugreifen. Es war nicht so gut, denn wir sahen unseren Gegner nicht, da ihn ein Mauervorsprung verdeckte. Und aufs Geratewohl wollten wir auch nicht gegen ihn angehen.

»Zwei Opfer!« flüsterte der alte Fischer heiser. »Zwei Opfer hast du schon geholt, du Teufel, aber ich schwöre dir, daß dies die beiden letzten gewesen sind. Noch lebe ich, noch existiert ein Bexiga, und ich werde es dir beweisen.«

Beide rechneten wir mit einem Schuß. Der erklang noch nicht, statt dessen hörten wir ein Geräusch, das entsteht, wenn irgend etwas über einen Stein kratzt.

Der alte Fischer lachte. »Nein, du Bestie, mit deinem verdammten Messer kannst du mir nicht imponieren. Ich habe die Kugel!«

Dann schoß er!

Obwohl wir mit diesem Schuß gerechnet hatten, zuckten wir

dennoch zusammen. Wir sahen das kurze Blitzen vor der Mündung, dann rollte das Echo dumpf durch den Keller, bevor es allmählich verhallte.

Ich zögerte mit dem Eingreifen, wollte sehen, ob der alte Mann Erfolg gehabt hatte und hörte seinen Fluch.

»Nein, du Teufel, da!«

Wieder schoß er. Diesmal drückte er zweimal ab, wobei wir die Einschläge der Kugel nicht hörten, aber für uns gab es kein Halten mehr.

Ich nickte Suko zu, der im selben Moment die Deckung verließ wie auch ich.

Wir sprangen vor und sahen das Messer!

***

Die lange breite Klinge schien aus dem Nichts zu kommen und beschrieb einen Halbbogen. Wir sähen nur diesen blitzenden Kreis und vernahmen den röchelnden Schrei des Fischers.

Dann sank er zusammen. Er fiel uns genau vor die Füße, das Gewehr hatte er verloren, ich stolperte darüber, wandte mich nach links und sah den Kopflosen.

In der Hand hielt er sein Messer.

Blut tropfte von der Klinge. Die alte Gestalt war in Lumpen gehüllt, eine aufgedunsene Haut, die trotzdem wie brüchiges Leder wirkte, sah ich und schoß.

Ich hatte nicht großartig zielen können, und irgendwie war seine Gestalt auch verzerrt, denn sie besaß keinen Kopf. Ich hatte vielleicht zu hoch gehalten, wie dem auch sei, die Kugel fehlte. Einen zweiten Schuß wollte ich hinterher setzen, doch mein Gegner war einfach zu schnell.

Er griff an.

Und kam mit seinem Messer.

Wieder vernahm ich das Fauchen. Ein unheimliches Geräusch, wie ein böser Windzug, und ich warf mich nach hinten.

Ich wunderte mich, wie schnell sich die Gestalt bewegen konnte, sie schlug mit dem Messer, die Kreise und Halbkreise wurden schneller. Ich rollte mich über den Boden, wollte aus der Reichweite weg, als plötzlich mein Freund eingriff.

Und er griff zur stärksten Waffe, die ihm zur Verfügung stand. Er hatte seinen Stab gezogen.

»Topar!«

Da erstarrte die Szene!

***

Fünf Sekunden blieb Suko Zeit, um das Grauen und das große Chaos zu verhindern.

Suko hatte zuvor nicht eingreifen können, weil er sich um den alten Fischer kümmern mußte. Der Mann war bei der Abwehr des Messers schwer verletzt worden. Die Klinge hatte ihm nicht nur das Gewehr aus den Händen gedroschen, mit ihrer scharfen Seite war sie auch über seine Arme gefahren, hatte die Kleidung dort aufgeschlitzt und in der Haut tiefe, blutende Wunden hinterlassen.

Während John Sinclair mit dem Köpfer kämpfte, brachte Suko den Verletzten aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Dieser Mann durfte nicht auch noch sterben.

John Sinclair schoß. Suko wußte nicht, ob er getroffen hatte, der Chinese erfuhr es wenig später, daß dem nicht so wahr, denn der Geisterjäger befand sich in Bedrängnis. Die kopflose lebende Leiche war wie besessen, und sie wütete mit dem Messer, wobei sie zum Glück John Sinclair nicht traf.

Aber er hatte es schwer.

Dann griff Suko ein. Er rief das bewußte Wort und hatte nun die Zeit, alles zu seinen und zu ihren Gunsten zu verändern.

Nicht nur John oder der alte Fischer rührten sich nicht, auch der Köpfer kam nicht mehr vom Fleck. So jedenfalls dachte der Inspektor, bis er eines besseren belehrt wurde.

El Diablo konnte sich bewegen!

Für Suko war dies ein gewaltiger Schreck, denn damit hatte er nicht gerechnet. Er wußte nicht, wie er das erklären sollte, bis ihm einfiel, daß El Diablo ja nicht hören konnte. Er besaß keinen Schädel, deshalb hatte er die Worte nicht verstanden, und als Suko das klar geworden war, hatte er schon die Hälfte seiner ihm zur Verfügung stehenden Zeit verspielt.

El Diablo wollte Sinclair köpfen.

Der Geisterjäger lag zu seinen Füßen. El Diablo brauchte nur sein gewaltiges Messer nach unten sausen zu lassen, um mit einem Schlag alles klar zu machen. Suko konnte wählen.

Entweder griff er seinen Gegner mit der Waffe an oder mit den Fäusten.

Zu einer Entscheidung kam Suko nicht, denn El Diablo war verdammt schnell. Von Sinclair drohte ihm keine Gefahr mehr, er stellte sich blitzschnell auf seinen neuen Gegner ein, und der Chinese mußte zunächst einmal zurück, um von der breiten Klinge nicht getroffen zu werden.

Das schaffte er auch.

Dann prallte er nach dem nächsten Schritt mit dem Rücken gegen ein großes Weinfaß. Für einen Moment stand er steif. Er merkte nicht, daß in diesem Augenblick die fünf Sekunden verstrichen waren, denn er konzentrierte sich ausschließlich auf El Diablo.

Die Klinge des Kopflosen wuchtete wie ein Fallbeil nach unten.

Unheimlich hart geschlagen, fand sie ihren Weg, und sie sollte Sukos Kopf in zwei Hälften spalten.

Der Chinese hatte sich längst an diesen scheußlichen Anblick gewöhnt.

Er empfand keine Furcht mehr, und seine Reaktionen waren dementsprechend normal.

Wie ein Blitz tauchte er zur Seite, die Klinge pfiff dicht an seinem Ohr vorbei und hieb in das Holz des Fasses.

Dem Messer war der Chinese zwar entgangen, dennoch hatte er großes Pech. Die Klinge hatte einen tiefen Spalt in das volle Weinfaß gerissen, und im nächsten Augenblick schwappte die rote Brühe in einem gewaltigen Strahl aus dieser Öffnung.

Suko wurde überschwemmt, er verlor für einen Moment die Orientierung, und als er sich endlich abgestemmt hatte, war er dennoch halbblind, taumelte in den Gang hinein und kam ausgerechnet mir in die Quere, so daß ich nicht schießen konnte.

Ich hörte Suko fluchen, wir verloren kostbare Sekunden, die El Diablo nutzte und in dem Gang zwischen den Fässern verschwand. Ich drückte meinen Freund zur Seite, der nichts sehen konnte, weil ihm auch Wein in die offenen Augen gelaufen war.

»Kannst du noch?«

»Lauf hinterher, John. Der Stab hat nichts gebracht. El Diablo hat kein Gehör.«

Ich vernahm Sukos Worte, während ich bereits herumwirbelte, um nach meinem Gegner Ausschau zu halten.

El Diablo hatte die Gunst der Sekunde genutzt und war verschwunden.

Die großen Fässer gaben ihm genügend Deckung. Ich ärgerte mich furchtbar. Jetzt hatten wir ihn fast gehabt, doch unglückliche Zustände verhalfen ihm zu einer weiteren Flucht.

Das war schlecht.

Ich blieb im Gang. Ging nur nicht sehr schnell, das Risiko war zu groß, denn El Diablo konnte hinter jedem Faß lauern und mit dem Messer aus sicherer Deckung zustoßen.

Das tat er nicht.

Dafür hörte ich seine Schritte weiter vor mir. Und zwar dort, wo wir den Keller verlassen konnten.

Er nahm die Leiter.

Sehen konnte er nichts, dennoch zeigte ihm sein Instinkt oder sein Trieb den Weg nach draußen, in diesem Falle nach oben, und dort befanden sich Menschen.

Gott, wenn sie ihm in die Quere liefen…

Ich erreichte die Leiter leider zu spät. Da hatte El Diablo bereits die Klappe oben zugeworfen. Den Knall des Aufschlags hörte ich noch und

seine Schritte, die sich rasch entfernten. Und zwar in die Richtung, in der auch die Disco lag.

Suko kam. Sein Gesicht war ebenso naß wie seine Kleidung. »Er ist weg?« Ich deutete nach oben.

»Verdammt, das kostet Zeit!«

Da hatte der Inspektor ein wahres Wort gesprochen. Auch wir erklommen die Leiter, blieben dicht unter der Klappe stehen, drückten unsere Schultern dagegen und versuchten, sie in die Höhe zu stemmen, während der Kopflose freie Bahn hatte…

***

Das Publikum in der Disco Magic hatte gewechselt!

Keine Touristen oder tanzfreudige Einheimische befanden sich in ihrem Innern, sondern Polizisten.

Vier an der Zahl.

Sie waren alarmiert worden und hatten den großen Raum mit schußbereiten Waffen gestürmt.

Kaum war es ihnen gelungen, die strategisch günstigen Plätze zu besetzen, als ihnen Miguel Santez, der Besitzer, entgegenkam. Santez war völlig aufgelöst. Er kannte die vier Beamten, sie stammten aus dem Ort, und er wurde sofort gefragt.

»Ein Killer!« schrie er. »Ein kopfloser Teufel!« Er deutete zur Bühne, wo das Opfer lag.

Bisher hatten die Männer den toten Magier noch nicht gesehen. Jetzt schauten sie hin und wurden kreidebleich. So etwas hatten sie noch nicht gesehen.

Das war grauenhaft.

Der jüngste von ihnen drehte sich zur Seite und übergab sich.

Miguel Santez stand vor den Leuten. Er hatte die Anne ausgebreitet und schrie: »Es war El Diablo, der Pirat des Teufels. Er ist zurückgekommen, er ist nicht tot. Jemand hat seinen verdammten Fluch gelöscht. Er wird uns alle umbringen.«

»Wo steckt er?« fragte der Streifenführer.

Santez deutete mit dem Kopf nach unten. »Im Keller scheint er sich verkrochen zu haben.«

»Dann sehen wir nach!«

Als die anderen drei Beamten die Worte hörten, wurden sie noch blasser. Sie schluckten, sie hatten Angst und hätten am liebsten den Befehl verweigert, das ging nicht, denn sie waren auf das Gesetz eingeschworen.

Es sollte nicht soweit kommen. Schritte waren zu hören!

Zunächst noch leise, dennoch dumpf und irgendwie drohend klingend. In den nächsten Sekunden wurden sie lauter, ein Zeichen, daß sich jemand der Bühne näherte.

Er kam von hinten, sein Gang war unregelmäßig, dennoch zielstrebig, und allen Anwesenden war klar, daß der Killer bald auftauchen mußte.

Der Streifenführer zischte seine Befehle. Er hatte die Leute gut im Griff.

Sie verteilten sich an strategisch wichtigen Punkten und richteten ihre Waffen auf die Bühne.

Bald mußte er kommen.

»Nicht schießen, bevor ich es sage!« befahl der Streifenführer noch.

Miguel Santez war ebenfalls der Gefahrenzone entflohen. Er hatte sich innerhalb des dreieckigen Bartresens zusammengeduckt, zitterte und schielte über die Kante.

Er kam.

Aus dem hinteren Teil der Bühne tauchte er auf. Ein Vorhang warf Wellen, der Spalt wurde größer und klaffte so weit auf, daß El Diablo hindurchkommen konnte.

Der Kopflose war da!

Schwer stampfte er näher, und jetzt sahen ihn auch die Polizisten zum erstenmal.

Fast alle schlugen hastig ein Kreuzzeichen, nur der Streifenführer nicht.

Er blieb konzentriert, obwohl auch ihn das Grauen schüttelte.

El Diablo taumelte über die Bühne. Breitbeinig ging er, und seine Arme hatte er ebenfalls vom Körper abgespreizt. In der rechten Hand hielt er das Messer.

Von der Spitze tropfte Blut…

Es zeichnete genau den Weg nach, den der Kopflose genommen hatte, und für die Polizisten war es schwer, jetzt noch einen klaren Gedanken zu bewahren.

El Diablo ging quer über die Bühne. Allmählich näherte er sich dem Rand, und der Streifenführer, so schwer es ihm auch fiel, tauchte aus seiner Deckung auf.

Hinter einem umgekippten Tisch hatte er gehockt. Jetzt stellte er sich hin, hob den Arm, streckte ihn aus und zielte auf die unheimliche Gestalt.

»Feuer!«

Sein Befehl gellte auf, und seine Leute reagierten.

Plötzlich krachten die Waffen. Mündungsblitze leuchteten auf, und die Kugeln hieben in den schrecklichen Körper, der inzwischen den Rand der Bühne erreicht hatte.

Es waren Volltreffer. Der Streifenführer konnte nicht anders. Er quittierte sie mit einem Lachen, wollte seinen Leuten zuwinken, als der Unhold von der Bühne fiel, zu Boden krachte und sofort wieder aufstand, trotz der Kugeln, die in seinem Leib steckten.

Die Beamten glaubten, ihren Augen nicht trauen zu können. Einer begann schrill zu lachen, schleuderte seine Waffe weg, drehte sich um und rannte schreiend nach draußen.

Niemand hielt ihn auf.

Und auch den Killer nicht.

Er hatte sich hochgestemmt, ahnte, daß seine Gegner irgendwo in der Nähe lauerten, aber er konnte sie nicht sehen, sondern mußte sich auf seinen Instinkt verlassen.

Seine Arme arbeiteten wie Dreschflegel. Er bewegte sie im Kreis, drehte sich noch mit und suchte Ziele für sein grausames Henkermesser.

Die Klinge schlug ins Leere. Wenn sie etwas traf, dann Gegenstände, die im Wege standen oder lagen. Und leichte Holzteile durchtrennte sie mit einem Schlag.

Der Streifenführer wollte es wissen. Er drehte sich und verfolgte mit dem Waffenlauf den Gang des Kopflosen.

Dann schoß er.

Diesmal leerte er das Magazin. Die Kugeln hieben in den Rücken des Monstrums, stießen es auch nach vorn, aber sie holten es nicht von den Beinen, denn El Diablo ging weiter.

Das war seine Stadt, das war sein Ort. Er würde und wollte dort weitermachen, wo er aufgehört hatte.

Das Monstrum verschwand im Ausgang.

Als die Polizisten dies sahen, schauten sie sich nur an. Und einer flüsterte: »Jetzt hilft uns nur noch ein Gebet.«

»Oder der Teufel!« sagte der Streifenführer.

***

Es hatte sich in Windeseile im Ort herumgesprochen, daß etwas Schreckliches geschehen war. So abstoßend die Morde und Untaten auch sein mochten, Menschen hielten sie in ihrer Neugierde nicht ab. Sie hatten vor dem Eingang der Disco einen Halbkreis gebildet, der so groß war, daß auch die Fahrbahn versperrt wurde.

Es waren nicht nur Besucher aus dem Lokal, die sich dort aufhielten.

Auch andere waren eingetroffen, die unbedingt wissen wollten, was es gegeben hatte.

Viele redeten durcheinander, nur allmählich klärte sich das Bild auf.

Den Leuten wurde kaum geglaubt.

Dann hörte man die Schüsse, und sofort wurde der Ring größer. Einige flohen. Sie bekamen nicht mit, daß im nächsten Augenblick ein junger Polizist kreidebleich die Disco verließ und sich laut schreiend entfernte.

Auch die vier jungen Leute befanden sich unter den Zuschauern. Sie standen sogar ziemlich weit vorn, waren ebenso bleich wie die

anderen, und die beiden Mädchen hatten sich an ihre Begleiter geklammert.

»Ob sie es schaffen?« fragte Susanne Balz.

Als Antwort bekamen sie nur ein Schulterzucken. Alle starrten auf den Eingang.

Es ging eine Treppe hinab, der Blickwinkel war schlecht, doch dann sahen die ersten die Bewegung.

»Er kommt!« gellte es über die Straße.

Sie hatten recht. Er kam tatsächlich. Angestrahlt von den bunten Scheinwerfern über dem Eingang, erschien eine grauenhafte Gestalt mit blutigem Messer…

***

Auch wir hatten die Schüsse vernommen!

Dumpfe Detonationen erreichten unsere Ohren. Die Schüsse waren nicht draußen gefallen, sondern in der Disco. Wir rechneten mit einem Polizeiaufgebot und wurden nicht enttäuscht, als wir über die Bühne liefen, in den leeren Raum starrten und die Uniformierten erblickten.

»Nicht schießen!« gellte meine Stimme, denn ich hatte Angst vor einer Kurzschlußreaktion der Leute.

Sie hielten ihr Feuer.

Bis an den Rand liefen wir, wurden mit Fragen bestürmt, von denen ich nur die Hälfte verstand. Zwischendurch stellte ich selbst Fragen.

Antworten bekamen wir. Das meiste mußten wir erraten, aber wir wußten auch so Bescheid.

El Diablo hatte die Disco durch den normalen Ausgang verlassen und würde auf der Straße Angst und Grauen verbreiten.

So und nicht anders sah es aus!

Uns hielt in dem Lokal nichts mehr. Auch die Beamten wollten hinaus, wir waren schneller und hatten den Eingang kaum hinter uns gelassen, als wir die ersten Schreie vernahmen und das Heulen von Sirenen.

El Diablo hatte seinen Amoklauf begonnen. Etwas anderes konnten wir uns nicht vorstellen.

Wir jagten die Eingangstreppe hoch, erreichten die Straße und sahen das Entsetzliche.

El Diablo tobte!

Der Kopflose hatte mit seinem Amoklauf bereits begonnen!

***

Er wirkte wie eine tödliche Marionette und war zwischen die Menschen gekommen, um mit seinem Messer zu wüten.

Panikartige Szenen spielten sich ab. Jeder wollte fliehen. Aber nichts war geordnet. Obwohl Platz genug vorhanden war, kamen sich die Zuschauer gegenseitig ins Gehege. Eine Gruppe wollte nach links, die

andere nach rechts. Deshalb kam es zu den Zusammenstößen, und die Menschen konnten dem kopflosen Unhold keinen größeren Gefallen tun.

Sein Messer blitzte.

Auch nachts war es in den Ferienorten hell. Da wurde die Dunkelheit zum Tage, nur schien keine Sonne, sondern bunte Reklamelichter zuckten geisterhaft über die Straße und machten nicht nur aus dem Köpfer eine verzerrte Gestalt, auch die schreckenstarren Gesichter der Menschen wirkten in dem Licht noch schlimmer, als sie es ohnehin schon waren.

Über allem funkelte das Messer!

Diese unheimliche Mordklinge, die jedesmal einen reflexartigen Streifen hinterließ, wenn El Diablo seinen Arm hochriß, um ihn im nächsten Augenblick wieder nach unten rasen zu lassen.

Suko und ich hatten schon viel erlebt. Selten aber so ein schauriges Bild, denn El Diablo hetzte die Opfer.

Zu ihnen gehörten auch die vier jungen Leute, die wir kannten. Voller Panik sah ich Markus Küppers fliehen. Er zog Susanne Balz hinter sich her, um anderen Flüchtlingen zu folgen, doch die beiden hatten Pech.

Susanne stolperte und fiel von hinten gegen die sich in Bewegung befindlichen Beine des jungen Mannes.

Beide stolperten.

Die anderen liefen weiter, aber El Diablo kam wie ein Gewitter über die beiden Deutschen, die am Rand der Straße lagen, neben einem geparkten offenen Fiat Spider.

Die Klinge wuchtete nach unten.

Wie Markus Küppers es geschafft hatte, dem Stahl zu entgehen, konnte er nicht sagen. Er und Susanne hatten jedenfalls das sagenhafte Glück, nicht getroffen zu werden. Beide hatten sich zur Seite gerollt. Der Unhold wuchtete über die beiden hinweg. Sein Arm raste nach unten, wobei die lange Klinge keinen Körper, sondern nur einen Autositz aufschlitzte.

Bevor sich El Diablo wieder fangen konnte, waren Suko und ich zur Stelle.

Er hing mit seinem kopflosen Oberkörper im Wagen, mit dem Bauch stützte er sich auf die Türkante, die Beine berührten den Boden. Gerade als er sich aufrichten wollte, packte Suko die Beine und hebelte den Unhold in den Wagen hinein.

Er fiel zwischen die Vordersitze des Spider. Da wurde es eng. El Diablo war eingeklemmt, kam nicht sofort wieder hoch, hatte Mühe, verbog sogar an der Unterseite das Lenkrad und stemmte sich erst dann auf die Füße.

Es war ein sehr wackliger Stand. Trotzdem wollte er zustechen.

Ich schaute auf das Messer, und ich sah auch die breite Brust genau vor mir. Den Dolch hatte ich gezückt.

Damit stieß ich zu.

Gleichzeitig flammte es dicht neben mir kurz auf, denn Suko hatte geschossen.

Von einer Silberkugel und von meiner geweihten Dolchklinge getroffen, wankte er zurück, kippte stumm nach hinten, fiel über die andere offene Seite des Spider hinweg und landete dort auf dem Bürgersteig.

Auch wir rannten um den Wagen.

El Diablo, der kopflose Killer, lag dort wie ein großes X. Arme und Beine gespreizt, in der Brust eine klaffende Wunde, aus der kein Tropfen Blut quoll, sondern eine weißgrüne schleimige Masse, die sich allmählich auf dem Bürgersteig ausbreitete und mich an das Zeug erinnerte, aus dem ein Ghoul bestand.

»Endlich«, sagte Suko und sprach mir dabei aus der Seele!

El Diablo verging, während die Menschen allmählich näherkamen, einen Kreis um uns bildeten und zuschauten, wie der Schleim aus dem Körper des Monstrums quoll.

In einem Gullyschacht versickerte das Zeug, und seine Haut, die nur mehr eine Hülle war, verging ebenfalls.

El Diablo war Vergangenheit!

***

Wir zogen Bilanz.

Das taten wir zusammen mit der Polizei. Suko und ich hatten nicht erkennen können, ob El Diablo bei seinem Auftauchen aus der Disco Leute getötet hatte.

Zum Glück nicht.

Drei Menschen waren verletzt worden.

Zählte man den alten Fischer hinzu, waren es vier.

Leider gingen die beiden Toten auf sein Konto, und in einem Flugzeug würde ein Sarg nach Deutschland geschafft werden, mit der Leiche eines jungen Mädchens.

Wir hatten auch unsere Identität preisgegeben, und die Zusammenarbeit mit den spanischen Behörden gestaltete sich fruchtbar.

Natürlich waren viele Fragen zu klären. Antworten sollte der alte Bexiga geben. Er kannte sich besser aus.

Der Morgen graute bereits, als wir in unser Hotel zurückkehrten.

Verschwitzt, ziemlich down, und Suko roch nach Rotwein. In der Bar saßen zahlreiche Hotelgäste und andere Urlauber, die die Ereignisse diskutierten.

Unter anderem auch die vier jungen Deutschen. Markus Küppers

entdeckte uns. Er winkte, und wir kamen an den Tisch der Urlauber. Die Gespräche verstummten, als wir die Bar betraten.

»Viel Zeit haben wir nicht«, sagte ich schon beim Hinsetzen.

Markus nickte. »Das hatte ich mir gedacht. Wir werden auch wieder fliegen.« Er schaute uns an. »Es ist wegen Angelika.«

»So hätte ich an eurer Stelle auch gehandelt. So schlimm ihr Tod ist, wir können froh sein, daß die Sache noch so relativ glimpflich abgelaufen ist.«

Als ich dies sagte, gab es keinen am Tisch, der mir widersprochen hätte…

ENDE